

12 056<sup>[3]</sup>

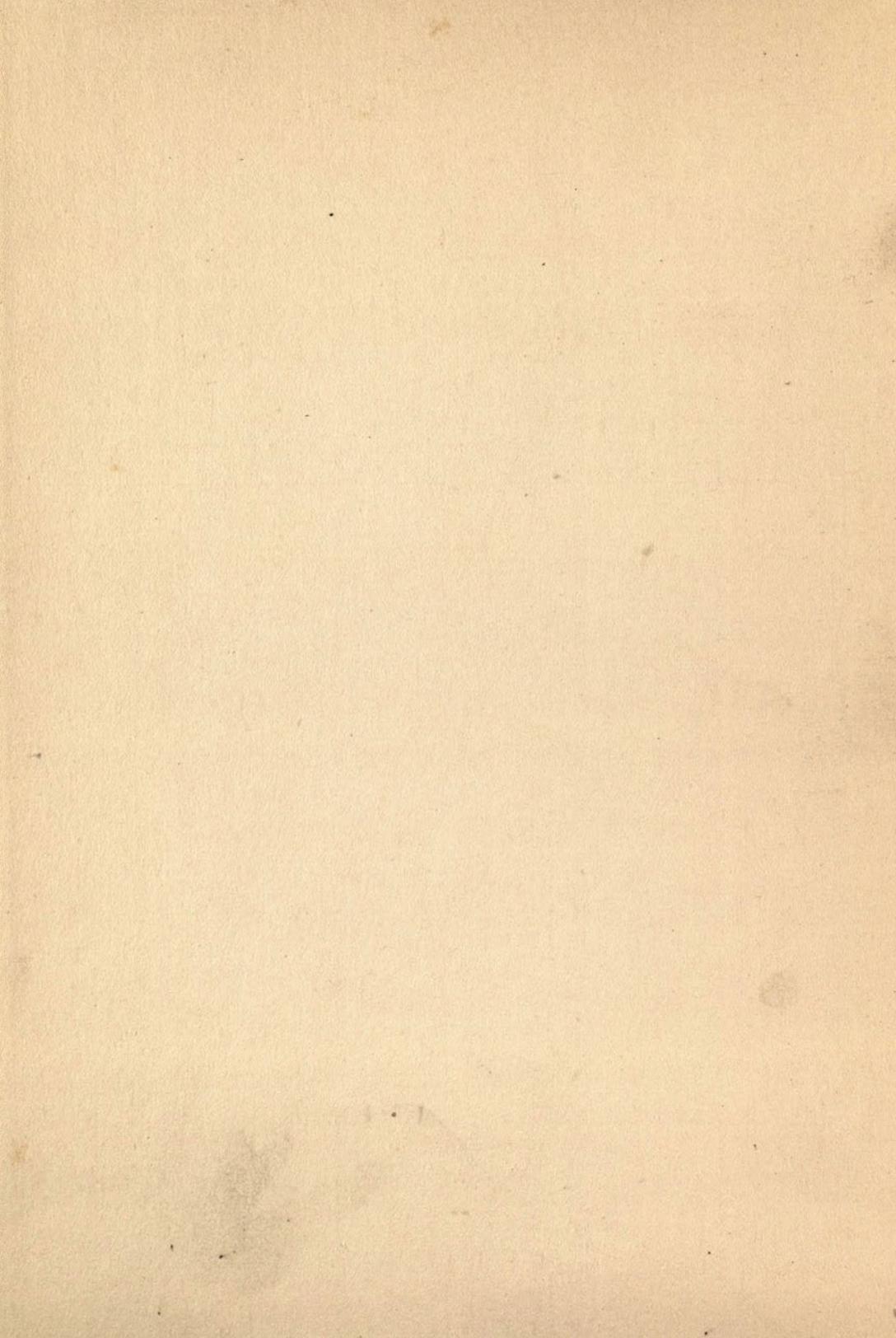
us auf großer fahrt

A vintage travel poster with a sepia-toned background. The central figure is a woman in a striped, sleeveless dress and a headscarf, with her arms raised behind her head. She is positioned in front of a large, dark silhouette of the Sphinx. The background features a collage of Middle Eastern architectural elements, including domes and minarets, and a street scene with people in traditional attire. The text is overlaid on the bottom left of the image.

Vom  
TAURUS  
bis zu den  
PYRAMIDEN



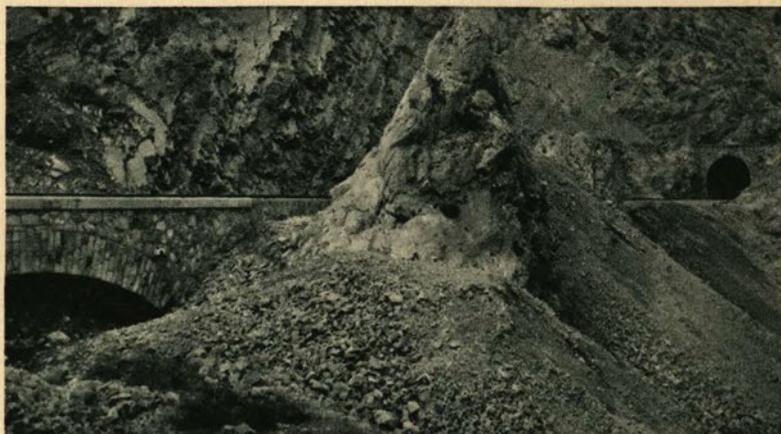








Hochtal im Taurusgebirge bei Posanti



Teil der Bagdadbahn mit Tunneln



Kamelkarawane und Bagdadbahn

# Peregrinus auf großer Fahrt

\*  
\* \*

Vom Taurus  
bis zu den Pyramiden

*Ausf. Nr. 8397*

*V 127 c*



CBGiOS, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5168026

---

Leipzig · Otto Zanke · Verlag



12056 [3]

Alle Rechte vom Verlage vorbehalten  
Verlagsnummer 627

\*

Printed in Germany

Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig

NH-62462 N-4829112/ITMK

# Inhaltsverzeichnis

	Seite
Einleitung . . . . .	1
Taurus-Wanderung . . . . .	1
Kunterbuntes aus Mersina . . . . .	9
Auf, nach der Heimat des Zeno! . . . . .	18
Kreuz und quer durch Zypern . . . . .	23
Leiden und Freuden in Alexandrien . . . . .	39
Kairo und die Pyramiden . . . . .	45

\*



## Einleitung

Die große Fahrt begann ich mit dem Fahrrad (Band 1: „Mit dem Fahrrad von Hameln bis Konstantinopel“). Aber ein schwerer Sturz in der Salzwüste auf der Fahrt „Duer durch Kleinasien“ (Band 2), beendete vorzeitig diese „Radpartie“ von 3000 Kilometern. Nun ging es mit dem Bauernwagen auf landesübliche Art weiter.

Die Fahrt mit dem Bauernwagen durch die Salzwüste hatte seine besonderen Reize. Es war mir sehr wertvoll, die Fühlung mit dem „Volk“ nicht zu verlieren, denn nur so hatte ich Gelegenheit, Land und Leute gründlich kennenzulernen und oft „hinter die Kulissen“ zu schauen. So hatte der Verlust des Rades auch seine gute Seite. Ich „mischte mich unter das Volk“ und reiste mit ihm zusammen. Meine Kasse nickte hierzu Beifall. Sie hätte mir die Orientwanderung als „europäischer Tourist“ nie gestattet.

\*

## Taurus-Wanderung

Ich nahm Abschied vom schönen Konia, wo ich mich schon nett eingelebt hatte. Bis zum letzten Tage hatte ich nicht nachgelassen herumzuhorchen, ob ich nicht doch noch irgendwo mich einer Karawane anschließen könnte, selbst wenn sie nicht nach Mersina, sondern nach dem für mich weniger günstig gelegenen Gelecke gehen sollte. Vergeblich! Schade — jammerschade! Alsdann zunächst mal bis Gregli, an den Fuß des Taurus!

So rüstete ich mich denn zur Reise mit dem Zuge früh  $\frac{1}{29}$  Uhr. Auf der Bagdadbahn gibt es noch keine Sperre. Man löst seine Karte, was mit einigen Schwierigkeiten verbunden ist, da das Publikum keine Reihenordnung kennt und sich wie eine Herde Schafe unvernünftig um den Schalter drängt. Die Bagdadbahn hat drei Klassen. Die Frauen haben natürlich Sonderabteile — einen Eisenbahnhareem. Die dritte Klasse — die also unserer vierten entspricht — ist in den von deutschen Firmen hergestellten Wagen als dritte ausgebaut, also anständig. Aber die Reisenden haben noch nicht ganz begriffen, daß man Reste eines Frühstückes nicht auf die Erde, sondern zum Fenster hinauswirft. Das soll früher noch viel schlimmer gewesen sein! Man hat jetzt energisch zugegriffen.

Zum Glück setzten sich in mein Abteil ein türkischer Handelsmann, der sogar etwas Französisch konnte, ein Polizist und drei Bauern, die sich sehr anständig benahmen. Der Handelsmann, der mir gegenüber saß, holte unterwegs allerlei schöne Sachen zum Essen aus seinem Proviantkorb heraus — er fuhr nach Mersina — und lud mich zum Mithalten ein. Ich genierte mich auch gar nicht und fügte der Tafel noch den Inhalt einer Konservenbüchse hinzu. Den Schluß der ganz netten Schmauserei machten eine riesige, schmackhafte Melone, Tee, den man sich aus dem Speisewagen kommen ließ, und Zigaretten. Leider riß das Rauchen bei meinen Reisegenossen nicht mehr ab. Ich litt außerordentlich unter dem Rauch und bekam eine stark entzündete Nasenschleimhaut. Aber leider gab es kein Nichtraucherabteil.

Die Landschaft, ganz eben, nur hier und da von einzelnen Gebirgsstöcken unterbrochen, war zum Teil wüstenhaft. Wo aber Wasser genug vorhanden war oder durch Abfangen der Gebirgsquellen zu Berieselungszwecken gewonnen wurde, befanden sich große Dörfer mit reichlichem Baumwuchs. Zypressen- und Pappelreihen umgaben die Obstgärten. Der Anblick war freundlich. Rund um die Dörfer dehnten sich weite Strecken Weizenstoppelfelder.

Am Nachmittag gegen halb drei Uhr erreichte der Zug Gregli. In der Ferne war die Bergmauer des Taurus deutlich sichtbar. In weitem Bogen umgaben hohe Vorberge den ansehnlichen Ort. Am Bahnhof nahm ich mit einem jungen Hammál (Gepäck-Lasträger) und wanderte per pedes apostolorum in das eine halbe Stunde entfernte Städtchen hinein.

„Bring mich nach einem Hotel,“ sagte ich zu meinem Hammál. Bald zeigte es sich aber, daß es entweder kein Hotel gab oder der Hammál keinen Bescheid wußte. So ging ich in ein Café und stellte dort meine Frage. Die Irrfahrt durch die engen Gassen hatte rasch ein Ende. Der Besitzer des Teehauses brachte mich persönlich in einen „sehr guten Khan“, wo ich nach etlichem Hin- und Herhandeln ein Einzelzimmerchen mit einem leidlich sauberen Bett bekam. So war ich wenigstens wieder mal „ganz unter uns“. Inzwischen hatte ich einen Bärenhunger bekommen. Man zeigte mir eine größere Garküche. Viel Speisenwahl gab's hier. Ich speiste auch ganz vorzüglich, verhältnismäßig reinlich und außerordentlich preiswert.

Gregli ist ein richtiges Landstädtchen. Ein friedliches Nest. Kino, Café mit Musik und dergleichen gab es nicht. Nach Sonnenuntergang war alles still und tot. Ich konnte mich leider nicht in meinen Harem verfügen. So blieb ich denn einige Zeit im Gasträum des Khans und unterhielt mich mit den Bauern, so gut das ging. Den ganzen nächsten Tag fragte ich in sämtlichen Khanen nach einem Transport über den Taurus, dem ich mich anschließen könne. Das Gr-

gebnis war dasselbe wie in Konia. Man sah mich schließlich so mitleidig an, wie man etwa einen im Oberstübchen nicht ganz Richtigen ansieht.

„Wir haben doch eine Eisenbahn, eine so schöne, angenehme Eisenbahn, warum wollen Sie nur gehen?“ hieß es auch hier. Es war nichts zu machen! Der Türke, schon an und für sich so bequem, daß er sich so wenig wie möglich bewegt, war ja glücklich, daß er seine Waren nun nicht mehr mit Eseln oder Kamelen über die Gebirge zu befördern brauchte. Der Taurus, allein schon eine trennende Mauer, war nun durch die Bahn für den Türken nicht mehr da. Gewiß, von Dorf zu Dorf wäre ich wohl immer mit dem einen oder anderen Fuhrwerk oder einer Eselkarawane gekommen. Da hätte ich aber wer weiß wie lange Zeit gebraucht. Da auch der Versuch, mein Gepäck nach Adana zu befördern und zu Fuß über den Taurus zu pilgern, scheiterte, beschloß ich, erst nach Adana zu fahren und von dort aus eine Tour in den Taurus zu machen. So nahm ich denn eine Karte bis Adana. Der Zug fuhr am Nachmittage von Gregli ab, erreichte die Tauruskette nach Sonnenuntergang und konnte daher in Adana erst des Nachts einlaufen.

Ziemlich pünktlich lief der Zug ein. Der Wagen war diesmal ein regelrechter D-Zugwagen dritter Klasse. Ich hatte glücklich einen Fensterplatz ergattert. In gewaltigen, weit ausholenden Serpentinaen nahm die Bahn die Vorberge. Die eigenartige abgeschliffene Form dieser Höhen zeigte deutlich die Arbeit der Urwasser. Von der Höhe herab war der Ausblick über die weite Hochebene in der Richtung Konia ganz wunderbar. Es gehörte nur ein Quentchen Phantasie dazu, sich hier ein Meer vorzustellen. Ein Meer, in dem die einzelnen Gebirgsstöcke Inseln bildeten, an deren Felsenrand die Wogen brandeten.

Nach Sonnenuntergang erreichte der Zug die Hauptkette, deren schneebedeckte Gipfel (3500 Meter hoch) eisig-kühl herabgrüßten. Dann war's Nacht. Tunnel auf Tunnel durchfuhr der Zug. Von der Landschaft war nichts zu sehen. Im Nachtdunkel erkannte ich nur undeutlich hochauftrebende Felsmassen, die sich gen Himmel reckten. An vierzig Tunnel durchfuhr die Bahn, die ein Denkmal deutscher Ingenieurkunst bleiben wird, wenn sie die Türken nicht ganz verkommen lassen! — In Adana war die Luft lauwarm. Das nahe Mittelmeer meldete sich. Der Weg bis zur Stadt war weit. Ich mußte eine Kutsche nehmen. Mit dem Übernachten traf ich's aber ganz gut. Nachdem ich am anderen Tage meine nächsten Angelegenheiten erledigt hatte, setzte ich den folgenden Tag für meine Taurusstour an. Ich plante, bis zur Station Posanti zu fahren, die an der Hauptkette des Bulghar-Dagh (3560 Meter) lag, und von dort nach der nächsten Station über das Gebirge zu wandern. Es war noch Nacht, als ich aufbrach. Als es tagte, hatte der Zug die Vorberge des Taurus erreicht.

Der Aufstiege von dieser Seite aus auf den Taurus war womöglich noch schöner als der von der Hochlandseite. Der Überblick über die zilizische Ebene erinnerte an plastische Riesenlandkarten. Deutlich konnte ich den mächtigen Gebirgsseitenarm des Antitaurus verfolgen, der das obere Tal des Geihunflusses, an dem Adana liegt, umschließt. Wie ein kleines Wassergerinnsel sah der Geihunfluß aus, und Spielzeug war alles, was da an Städten und Dörfern hingestreut lag. Die großen Weinberg- und Obstbaumpflanzungen um Adana schrumpften zu bunten Flecken zusammen. Da lag nun die weite zilizische Ebene mit der reichen Handelsstadt, um deren Besitz sich schon seit Jahrtausenden viele Völker gestritten hatten. Unter der Herrschaft jenes Harun-al-Raschid — den jedes deutsche Kind aus den Märchenbüchern kennt — blühte Adana von neuem auf und gewann zu den Zeiten des armenischen Königreiches erhöhte Bedeutung. Der zilizische Keil war für Syrien so wichtig wie für die Taurusgebiete. Der Boden des Landes ist vorzüglich und die Wassermengen, die der Taurus durch den Geihun — den Carus der Alten — und die vielen anderen kleinen und kleinsten Flüsse in die Ebene sendet, genügen reichlich für die Bewässerung.

Mit vielem Schnaufen bezwang die Bahn die erste hohe Bergkette und drang dann durch eine Reihe von kurzen Tunneln in die zilizische Pforte ein. Dann kam eine lange Tunnelfahrt. Die Wühlmaus Mensch schreckte vor den steinernen Riesen nicht zurück. Als dann das Tageslicht durch die beschlagenen Fenster brach, da rollte der Zug durch ein weites Hochgebirgstal.

Am Fuße mächtiger, schneebedeckter Bergriesen lag Posanti.

Hier begann meine Wanderung. — Das erste, was ich merkte, als ich den Zug verließ, war, daß es verd... fingerkalt war. Ein eisiger Wind fegte die Dorfstraße entlang. Ich hüllte mich in die mitgenommene Zeltplane ein. Das nützte aber wenig, denn der Luftzug blähte dauernd diese Notpelerine in die Höhe, so daß ich dadurch wirklich keinen Schutz hatte. Ich rollte also das Möbel zusammen und marschierte in einer Gangart, daß die Gelenke knackten. Aber es tat wohl! In einer halben Stunde war ich so warm, daß ich nichts mehr vom Wind merkte und es sehr angenehm fand. Die Finger waren sogar warm geworden. Mit dem Wald war es im Taurus recht knapp bestellt. In den Vorbergen kamen kleine zusammenhängende Stücke vor. Hier aber, im Hochgebirge, befanden sich nur dünne Bestände an Kiefern, Fichten und Tannen. Alles übrige war niederes Buschwerk.

Die Wanderung in diesem wilden Gebirge machte mir Spaß. Räuber ließen sich nicht blicken — es wäre auch bei mir wenig zu holen gewesen. Hatte ich doch sogar meinen Revolver vergessen mitzunehmen. Der Weg war steinig. Wär' das eine Schinderei mit dem Rade gewesen — oha! Nach etwa zwei Stunden Marsch begegnete mir zum ersten Male ein Türke mit zwei Packeseln.

Das war der ganze „Verkehr“. Immer höher ging es hinauf. Ich kam über einen Paß, durch den ein Wind segte, daß ich trotz Zeltplane vor Kälte mit den Zähnen klapperte. Dann kam eine Schlucht, die Bagdabbahnlinie tauchte aus dem Bauche eines Gebirgsstockes wieder hervor, und auf der Sonnenseite, in der halben Höhe des Gebirgsabhanges, fing ich zur Abwechslung bei windgeschützten Stellen an zu schwitzen, daß die Tropfen rannen.

Ich hatte von Leuten, die den Taurus kennen wollten, gehört, daß es einen sogenannten „oberen Weg“ gäbe, von dem aus man ganz herrliche Blicke auf das Gebirge haben könnte. Da ich niemand zum Fragen traf, wählte ich einen ziemlich gangbaren Weg, der nach der Höhe führte, in der Annahme, daß ich mich wohl nicht verlaufen könnte. Aber meine Annahme war falsch und der Weg nicht richtig — oder umgekehrt. Die zilizische Pforte kam und kam nicht — dafür aber erschienen zwei räuberisch ausschauende Türken mit zwei hochbepackten Eseln. Ich redete sie an und löste ihre Zungen mit zwei Zigaretten.

Sie gerieten aus dem Hänschen, als ich ihnen verriet, daß ich nach Carabunár durch die zilizische Pforte wollte. Erst glaubte ich schon, daß sie nur nicht begreifen konnten, warum ein Europäer zu Fuß im Gebirge herumliefe, ohne ein Mendis (Ingenieur) zu sein. Aber endlich erfuhr ich, daß ich auf dem besten Wege war, der Heimatsstadt des Apostel Paulus, Tarsus, einen Besuch abzustatten.

Mehr als eine Stunde Wegs war ich nun schon verkehrt gelaufen. Jetzt galt es, wieder zurückzugehen, die Bagdabbahnlinie zu gewinnen und dem Gleise nach — durch die zilizische Pforte — zur rechten Zeit die Station zu erreichen. Mittlerweile war es nämlich spät geworden. Das Wetter war diesig, ein Schneenebel umhüllte schon die mittleren Teile der Bergspitzen und konnte bald herabsinken. Jetzt sollten also meine Beine zeigen, was sie konnten! Bekanntlich waren die Zugzeiten niemals genau zu erfahren. Ich wußte nur noch von der ersten Durchfahrt von Eregli her, daß es ganz Nacht war, als der Zug endlich durch die Tunnelreihen des zilizischen Lozes fuhr. Aber es war nicht nur der Nebel, der eine Dämmerung erzeugte, es wurde tatsächlich schon dämmerig.

Die Sonne mußte also am Untergehen sein. Dumm! Manches werde ich in meinem Leben vergessen, aber den nun folgenden Spaziergang im Taurus nicht!

Es war mittlerweile ungemütlich kalt geworden. Ich merkte es an den Fingern — aber von der Stirn rann mir ab und zu ein schwerer Tropfen. Es war schon prächtig dunkel, als ich endlich die Gleise der Bagdabbahn erreichte. Einige Kilometer weiter ostwärts tauchte — wolkenverhangen — die enge Felsenschlucht auf, die ich zwei Stunden vorher zufällig vom oberen Weg aus aufgenommen hatte. Das war die zilizische Pforte.

Im Gilmarfch ging es nun auf dem neben den Gleisen herlaufenden Fußweg — der leider von sehr steiniger Beschaffenheit war — auf das berühmte Einfallstor zu. Die Wolken waren langsam von den Bergen herabgekrochen. Finster umhüllten sie den oberen Teil des Felsentors. Von unten, aus grauem Wassernebel, scholl das Rauschen und Brodeln eines Wildbaches. Ein eisiger Wind wehte mir entgegen. Rechts und links fing es an zu blitzen. Es grollte der Donner und rollte an den Bergwänden hin und wieder. Ein kurzer Regenschauer prasselte herab, und vor mir öffnete sich der Berg — das Tor des Styr — ein Höllenschlund. Ein dunkler Rachen verschluckte den Schienenweg — ein Tunnel!

Natürlich hatte ich meine elektrische Taschenlampe vergessen! Natürlich ging das Streichholz von dem kalten Windzug aus — natürlich gab es keinen vernünftigen Weg neben den Schienen. Natürlich würde ich den Zug verpassen. Nein! Auf keinen Fall! Das durfte nicht geschehen. Vorwärts! Und vorwärts stolperte ich über die Steine. Zappenduster war's! Jetzt lasse dein Licht leuchten, o Peregrine! Aber es blieb stockdunkel! Das hatte ich auch nicht gedacht — daß es in einem Tunnel bei Nacht so dunkel sein würde. Aber schließlich kam ich durch den ersten Tunnel durch in die hellere Dunkelheit der Schlucht.

Als ich dann wieder einmal schweißtriefend aus einem langen Tunnel kam, erblickte ich neben Bach und Bahndamm so etwas wie einen Weg. „Vielleicht geht's dort besser“, dachte ich. Aber schon nach fünf Minuten geriet ich einmal fast in den Bach, ein andermal in ein Loch, so daß ich um wenigens hart auf die Steine niedergeschlagen wäre. Da hatte ich genug vom Weg und vertraute mich wieder den Schienen an. Mittlerweile donnerte und blitzte es ganz niedlich. Regenschauer stürzten in immer dichterem Folge herab. Ich nahm mir keine Zeit, mich in die Zeltplane einzuhüllen. Erstens wäre sie mir hinderlich gewesen im raschen Ausschreiten und dem Vorwärtstasten im Tunnel, und zweitens war mir so warm geworden, daß ich den Regen fast als Annehmlichkeit empfand.

Wo blieb nur die Station? Das war jedesmal mein Gedanke, wenn ich aus einem Tunnel kam oder um irgendeine Schluchtkurve bog. Ja, wo blieb sie? Nacht war's. Jeden Augenblick konnte der Zug kommen.

Zeitweise verschwand der Fußweg, und ich war gezwungen, auf dem Schienenschotter entlangzulaufen. Wie gut, daß ich im Gehen auf der Strecke etwas Erfahrung in Argentinien — seligen Angebens — gesammelt hatte. Meine langen Beine gestatteten mir, immer eine Schwelle zu überspringen, und die Bahnerbauer hatten der Gewohnheit der Bahntippelbrüder — in bezug auf die Entfernung der Schwellen voneinander — Rechnung getragen. Trotzdem fühlte ich aber bald jeden Stein durch die Sohle. Die Füße brannten mir

infolge des ungewohnten schnellen Gehens wie Feuer. Aber wenn bei den Augenblickspausen, die infolge des Stolperns entstanden, die Müdigkeit aus den Knien zum Gehirn hinauftelegraphierte: „Stopp — einen lütten Augenblick Pause!“ telegraphierte der Wille hinunter: „Später! — Jetzt vorwärts marsch!“

„Aber wenn wir den Zug verpassen?“ wimmerte es wieder herauf. — „Stille da — das gibt's nicht! Eilschritt!“

Und im Eilschritt ging's weiter, und dann endlich — horch! — War das nicht ein Lokomotivpfiff?!

Lähmend legte sich der Gedanke auf alle Glieder. Einen Augenblick horchte ich in die Nacht hinaus — aber ich hörte nur den Donner rollen, den Wind sausen, Wasser brodeln und mein Herz klopfen!

Es ging weiter! Ich wußte, daß der Zug vor jedem Tunnel pfiff. Also konnte er unterwegs sein. — Wenn nun die Station nicht gleich kam, dann verpaßte ich den Zug sicher. Ich tappte gerade wieder einen Tunnel entlang, da hörte ich's abermals — nun ganz deutlich. Nein, es war keine Täuschung, es war der Pfiff einer Lokomotive. Und ich mitten im Tunnel! Vorsicht war am Plage! Ich bückte mich und fühlte nach einer Schiene. Dann legte ich das Ohr aufs kalte Eisen und horchte angestrengt. Ich vernahm nichts! Also war der Zug noch weit!

Vorwärts! Vor mir hellte es etwas auf, ich kam aus dem Tunnel heraus. Da pfiff es wieder! Donnerwetter! Das kam doch von vorne?! Sollte mir etwa ein Güterzug entgegenkommen?! Wieder horchte ich die Schienen ab. Nichts! Dann klatschte etwas in der Dunkelheit, das kam von einer aufmunternden Berührung meiner Handfläche mit dem Gehirnkasten. „Oh, Peregrinus, was bist du für ein Schlaufkopf! Das ist todsicher eine Rangiermaschine in der Station!“ Und so war es auch.

Eine Biegung — die Schlucht verbreiterte sich — Lichter blitzten auf. „Hurra, jetzt schaffe ich's ganz bestimmt!“

Knappe zehn Minuten vor Ankunft des Zuges erreichte ich die Station. Man beleuchtete mich erstaunt und fragte mit üblichem höflichen Mißtrauen nach dem Woher und Wohin! Ein Gendarm verlangte den Paß, und ich überließ ihm das Papier. Jetzt nur sitzen — einen Augenblick sitzen! Himmel die Füße! Ich ging im Stationsgebäude in den Beamtenraum hinein, bot den Herrschaften meine Zigaretten an und ließ mich auf dem nächsten freien Stuhl nieder. Uff! War das mal ein schöner Spaziergang! — Als der Zug einfuhr, brachte mir der Gendarm meinen Paß zurück. Er hatte inzwischen wohl aus ihm entnommen, daß ich kein Landstreicher oder Spion war. Als ich ihn mit nicht gerade sanfter Stimme — ich hatte diese Schererei wirklich herzlich

satt — fragte, ob er etwas an mir oder meinem Passe auszusetzen habe, da — nahm er weiß Gott die Hacken zusammen, salutierte und meldete: „Alles in Ordnung!“ Ich hätte ihm auch nichts anderes raten wollen.

Der Zug war nur mäßig besetzt. Ich fand einen guten Platz.

Zum Umfallen müde kam ich in Adana an. Meinen Quartierwirt fand ich noch wach vor. Der brave Moslem machte große Augen, als ich so erschöpft, hungrig und staubig und todmüde daherkam.

Fünf Minuten später schlief ich wie ein Murmeltier. — —

Mein Plan, von Adana aus nach Syrien zu reisen, scheiterte an den Schwierigkeiten, die ich wegen Beschaffung eines französischen Visums hatte. Ich sollte allein für Syrien einen besonderen Ausweis über meine Reiseabsichten dort und über meine Person mindestens von einem deutschen Generalkonsulat erbringen.

„Ich könnte ja“, so sagte man freundlichst, „nach Jerusalem oder nach Angora drahten!“ Meine vielen Papiere genügten dem Herrn nicht. Es mußte ein Extraausweis sein. Das Drahten aber kostete einen Haufen Geld. Ich verzichtete zunächst. Da ich doch die Absicht hatte, Palästina heimzusuchen, so konnte ich mir später dort ein Visum verschaffen. Nunmehr wollte ich von Adana nach Mersina, um von dort aus zunächst die Insel Zypern zu besuchen und dann nach Palästina-Syrien usw. zu reisen. Aber erst mal rasch noch eine Streife durch Adana.

Allmählich wird das Bild bunter. Die Menschen fangen an farbiger zu werden. Man sieht ausgesprochene arabische Typen. Es wird überhaupt sehr viel arabisch gesprochen. Dann tauchen auch bereits Neger auf. Der afrikanische Kontinent ist eben schon näher gerückt. Damit beginnt auch wieder ein Reichthum an Sprachen.

Das Syrisch-Arabische schien fast so viel gebräuchlich zu sein wie die türkische Sprache. Das Arabische war sofort an den scharfen Kehllauten zu erkennen. Französisch sprach man wohl in jedem Geschäft, und wenn man einem Nigger auf die Füße trat, dann entschuldigte er sich sicher auf Englisch. Ja, ja, die Sprachen! Das war schon eine Plage für mich. Kaum hatte ich in Ungarn mich norddürftig ungarisch verständigen können, da war ich schon wieder in Serbien. Grad' konnt' ich serbisch schimpfen, da mußte ich schon wieder bulgarisch lernen. Das hielt auch nicht lange vor, denn bald kam ich in die — nette Türkei. Jetzt habe ich nun grad' türkisch rauchen gelernt und fange an, das Verbum „lieben“ zu konjugieren — da muß ich mich schon wieder auf syrisch-arabisch vorbereiten.

„B'tifham arabi?“ („Verstehen Sie arabisch?“) Zum Glück ist die englische Sprache jetzt der „ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht“. Und überhaupt das Verbum „lieben“ — das kommt ja gar nicht vor in der Türkei für den „Gaur“. Gott sei Dank — daß ich es nun nicht zu lernen brauche. Ich werde mich mit Feuereifer auf die arabische Sprache werfen! Will doch gleich mal nachsehen, ob das Verbum — welches Verbum? — aha, hier, das regelmäßige Zeitwort: schlagen, ich werde schlagen, du wirst schlagen ... oha! Das kann ja heiter werden in Arabien, wenn es schon im Sprachführer mit Schlägerei anfängt! — Verehrter Leser, du glaubst wohl, ich mache Wiße? Bitte sehr, überzeuge dich! „Metoula-Sprachführer, arabisch-syrisch.“ Das Büchlein ist gut, ist famos — nur — schlagen! Hm! Also wieder mal nichts mit den „glühenden Augen der schönen Fatme“, wie Tausendundeine Nacht erzählen!

Udana war sicher zu Harun al Raschids Zeiten interessanter. Vergeblich suchte ich nach Spuren aus jener Zeit. Es mochte sicher genug steinerne Zeugen geben — aber wer weiß, wo sie versteckt waren! Die alte Römerbrücke, deren solider Bau auch heute noch Achtung erweckt, war schließlich etwas, was mir die erforderliche Stimmung gab, das sonst recht schmierige Udana schön zu finden. Ich nehme an, daß die Lebenshaltung zu den Zeiten, als die Legionäre mit ihren Adlern über diese Brücke nach Syrien und Palästina zogen, um vielleicht die aufrehrerischen Vasallenvölker zu bekämpfen, sicher besser war. So wurde mir erzählt, daß man noch heute Teile riesiger Bewässerungskanäle aus jener Zeit vorfände und — ohne sie wieder auszubauen (echt türkisch) — benutze.

Ruinenstädte sind an der Südküste Kleinasiens zahlreich zu finden. Hier weiß kein Mensch, wer die Erbauer waren — ob Römer oder schon Phönizier, wie ich annehme. Das interessiert auch niemand — genug, daß jene wasserreichen Täler heute türkische Wüsteneien sind und es bleiben werden, wenn die Türkei nicht nur politisch reformiert und Europa imitiert, sondern vor allem wirtschaftlich „arbeiten“ lernt.

## Kunterbuntes aus Mersina

Ich fuhr nach Mersina. Die reiche zilizische Ebene um Udana, landschaftlich belebt durch Obstwäldungen, Pappelreihen und einzelnen Palmengruppen, wurde bereits hinter dem Städtchen Tarsus wieder ärmer. Die Steppe herrschte vor. — Ein kühler Luftstrom vom fernblauen schneebedeckten Taurus vernebelte die Aussicht. In Udana hatte es bereits geregnet; erster Winterregen. Bei meiner Ankunft in Mersina war wieder sonniges „Peregrinuswetter“, frische Brise mit kräftigem Seegeruch. Das Hotel Zsmir, ein Haus zweiten Ranges,

hatte nur den Vorzug, daß es unmittelbar am Meer lag. Das Rauschen der Brandung auf dem flachen Strand war mir eine liebe Musik. Vergeblich spähte ich den Horizont ab, ob ich etwas von der Insel Zypern erblicken könnte. Nichts! Es war doch zu weit. Nur einmal — bei einem ganz klaren, sichtigen Wetter erblickte ich schattenhaft die Umrisse einer bergigen Insel.

Das Bett im Hotel war schanderhaft. Das Zimmer enthielt vier Betten. Die Drahtmatrizen waren aber sämtlich zerrissen. An Stelle der Matrizen hatte man Bretter hingelegt, die naturgemäß wenig federten. Da ich sowieso mich nach möglicherweise vorhandenen Landsmännern umschauen wollte, faßte ich gleichzeitig den Entschluß, alles zu versuchen, irgendwo unter ein Dach zu kommen, wo ich wenigstens meine Hängematte hingängen und auch endlich mal ungestört schreiben konnte. Zu den unangenehmen Eigenschaften der Türken gehörte nämlich noch eine geradezu negerhafte Neugier! Wo ich mich jemals habe beim Schreiben erblicken lassen, konnte ich mit Sicherheit auf Störung rechnen. Leider war die Neugierde und Unerzogenheit so groß, daß man sich nicht scheute, einfach ohne jede auch nur gemurmelte Erlaubnis in meine Blechkiste zu greifen und u. a. auch die Photographien herauszuholen, auf denen man dann zahlreiche Abdrücke hinterließ, die jeden Detektiv begeistert hätten. Da auch meine Filme nicht sicher waren — trotz strengen Verbotes meinerseits — war es dann bald mit meiner Schreiberei aus, und ich konnte einpacken, um mich zu — mopsen. Da glückte es mir, die Bekanntschaft eines Deutschen zu machen, der mir eine einfache, aber vollkommen genügende Unterkunft anbot. Es war ein Zimmerverschlag in einer der großen Baracken der Firma Holzmann.

Paßangelegenheiten, wie auch das Abwarten eines der wenigen Dampfer, die Mersina und Zypern anlaufen, hielten mich für eine bestimmte Zeit in diesem für mich letzten Orte der Türkei fest. Hier erlebte ich zum ersten Male schlechtes Wetter. Ein Regen, der drei Tage dauerte. Es pfiff und heulte in den Lüften und goß in Strömen. Brausend überstürzten sich die Wogen am flachen Strand. Das war ein so herrlicher Anblick, daß ich oft in Wind und Wetter hinauslief und trotz des schlechten Lichtes Aufnahmen machte. Trotz des Unwetters sank die Temperatur nicht sehr erheblich. Es war immer noch zum Aushalten. Kaum aber war das Wetter vorbei, da lachte die Sonne, die Schneeberge leuchteten, das Meer glitzerte und die Luft wurde ganz sommerlich. Das Thermometer kletterte in die Höhe, daß es eine Lust war. Man konnte in Hemdsärmeln am Meeresstrande sitzen und die Schiffe auf der Reede betrachten.

Als Hauptausfuhr- und Einfuhrhafen für Sizilien, ja ganz Südanatolien, besaß Mersina lebhaften Verkehr. Die Baumwolle war ja das Hauptprodukt. Alle anderen Erzeugnisse kamen weniger in Betracht. Auch hier — ähnlich wie in Adana — wurde auffallend viel Arabisch gesprochen. Den Geschäfts-

leuten war natürlich Französisch ebenfalls geläufig, einige Brocken Englisch konnten sie meistens auch. Im übrigen war aber das Leben hier genau so teuer wie in Adana, und wenn ich es nicht so gut getroffen hätte, wär' ich schon längst über alle Berge gewesen.

Das schlechte Wetter hielt an. Bleigrau war der Himmel, fast ununterbrochen rieselte oder goß es aus dieser schweren, nassen Decke, die gleichmäßig die Landschaft verhüllte, sie sozusagen hermetisch gegen jede Sicht abschloß. Ich hörte deutlich durch die Holzwände meiner Behausung das Brausen der Brandung, die keine hundert Schritt entfernt war. Die Windsbraut summt ihr Lied — ein heulender, wilder Gesang — und holte sie mal Luft, dann hörte ich deutlich das Heranrollen der Wellen, den klatschenden Schlag des Überstürzens und das rauschende, schäumende Rieseln des Gischtes auf dem flachen Strande. Nächstens wurden Wind und Wellen stärker. Dann rasselte es an den Wellblechplatten. In den Wind mischten sich alle möglichen Gespensterstimmen, ein Pfeifen und ein Zohlen begleitete die wild bäumenden Wellen, die dann in ohnmächtiger Wut donnernd zerbrachen.

Raum fünfzig Meter von der Wohnbaracke entfernt befand sich eine Baumwollfabrik. Kurz nach fünf Uhr morgens begann dort der Motor mit wilden, hastigen Belltönen seinen Arbeitsgesang. Das Knattern war so unangenehm laut und von einer so aufregenden Art, daß ich dann mit tödlicher Sicherheit aufwachte.

Leises oder lautes Fluchen half hier gar nichts. Das einzige Mittel war, die Gedanken auf irgend etwas zu sammeln. Entweder schlief man dann wieder ein oder auch nicht. Dann hörte ich das rasselnde Tropfen des Regens, das sich hin und wieder auf dem Wellblech zu einem dem Maschinengewehrfeuer ähnlichen Trommeln verstärkte. Dann hörte ich aber auch ab und zu in den Windpausen von nah oder fern ein häßliches, tierisches Heulen. Schakale! Wenn sie sich gar zu laut — also zu nah — vernehmen ließen, dann stürmte „Belo“, der vierbeinige Wächter, mit wütendem Gekläff von seinem Lager im Schuppen herunter und rannte in die dunkle Nacht hinein. Dann war's gleich still — bis auf den Motor und sein: „Puff ... puff, puff, puff, puff, puff — puff...“

Der Staub auf den Straßen hatte sich in solchen Tagen in eine schokoladenfarbige Brühe verwandelt, manchmal sah sie auch wie Milchkaffee aus, war aber darum keineswegs schlechter als die schokoladenfarbige.

Die zerlumpten Männlein und Weiblein auf den Straßen machten einen ganz wüsten Eindruck. Elend und Schmutz verkörperten sie. Kalt war's gerade nicht — trotzdem fröstelte man.

In den offenen Läden standen die Verkäufer oder Inhaber im Mantel eingehüllt und machten griesgrämige Gesichter. An solchen Tagen war das

Geschäft flau. Vormittags kam niemand, und nachmittags ließ der Besuch etwas nach.

Eines Abends brauste es plötzlich ganz toll, es brüllte die See, es kam Bewegung in die Wolkenmasse. Nächtens bligte hier und da ein Sternlein durch, und als die Sonne nach Mersina die Morgenstrahlen sandte, da war der Himmel klar, kein Wölkchen gab's mehr. Frischgewaschen glänzte die ganze Landschaft, und die hohen Lauruskämme hatten sich schlafend in weiße Nachtmüzen gehüllt. Mit einem Schlage war wieder eine sommerliche Stimmung da. Es leuchteten die Mandarinen und Drangen, hier und da untermischt von einzelnen Zitronenbäumen mit ihren kargelben Früchten.

Die zerlumpten Kleider der Menschen hatten wieder etwas Malerisches an sich. Die Sonne malte so kräftige Lichter dazwischen, und den Schmutz sah man auf einmal gar nicht mehr. Jedes auftauchende europäische, kritische Gefühl lachte das heitere Licht weg: „à la turka, mein Lieber! — Das muß so sein, sonst wär' es ja keine Türkei!“

Ich habe mich oft über die zerlumpten Kleider gewundert. Oft kam mir der Gedanke, daß die Leutchen so arm seien, daß sie sich nicht mal Zwirn und Lappen zum Flickern beschaffen könnten. Ganz besonders staunte ich über die Weiblein in ihren pompösen Hosen. Da war oft ein buntes Flickensammelsurium in einer Art draufgesetzt, daß man meinen konnte, sie verstünden nicht mal, mit Nadel und Zwirn umzugehen. Daß sie das wirklich nicht können, die scheuen Schleierschönen, merkte ich erst, als ich einmal mein Beinkleid und ein Wäschestück zur Ausbesserung an eine Art Näherin habe durch dritte Hand geben müssen. Ich habe den Kunstsinu jener für mich nicht sichtbaren Türkin ehrlich bewundert. Ich sann ernstlich darüber nach, ob hier vielleicht eine gewisse angeborene expressionistische Veranlagung vorläge. Die Längstreifen des Flickens — vom gleichen Stoff wie die Hose — waren schräg gesetzt! Das sah „auffallend“ gut aus. Die Grenzlinien des Flickens aber verliefen in allerhand Winkeln und Bogen. Jetzt war mir alles klar. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Als unumstößliche Tatsache steht fest: Eine türkische Frau (das Wort Hausfrau wäre ja eine Kränkung für die europäischen Frauen) kann weder flicken — noch nähen — noch stopfen, 90 Prozent können auch nicht richtig waschen, 95 Prozent können weder lesen noch schreiben. Aber sie können rauchen, sich gut schminken, tüchtig pudern, parfümieren, manchmal auch französisch sprechen usw. Das soll heißen, weitere hervorragende Eigenschaften sind mir unbekannt! Die moderne Türkin allerdings soll sich ja — wie man sagt — große Mühe geben, die hausfraulichen Eigenschaften der Europäerin sich anzueignen. Dann dürfte auch einmal der Fall eintreten, daß der zerlumppte Türke — meist ist es ein Hammal (Lastträger) — wenigstens anständig geslickt umher-

läuft. Das, was die Gesellen jetzt tragen, ist nur ein Kleiderfragment: „Loch an Loch — und hält doch.“ Es ist so, der Türke trägt ein Kleidungsstück so lange, bis es ihm vom Leibe fällt. Dann kauft er sich ein neues.

Ähnlich wie in Konia hatte ich auch hier in Mersina mir ein Stammlokal gesucht. Leider war keine Nesibé da, die sich für meine Zigaretten interessierte. Aber Hühnchen gab's hier auch — nur etwas teurer. Auf dem Hin- und Rückwege machte ich dann „Entdeckungen“. Und es gab viel zu sehen. Da waren zum Beispiel die Ruinen des alten Bazar. An und unter den Trümmern hatten sich allerlei kleine Geschäfte niedergelassen — wörtlich zu nehmen: denn die Geschäfte bestehen meist nur aus den Warenkästen, die auf die Erde gestellt werden. Daneben hockte oder saß auf den untergeschlagenen Beinen der „Ladeninhaber“. Handwerker hatten aus wenigen Brettern ein „Geschäftshaus nebst Werkstatt“ errichtet. Die Handwerkskunst war nicht besonders groß. Zum Beispiel wollte ich mir mal einen sogenannten „Riester“ oder Flecken auf den Schuh legen lassen. Bei vier Schuhmachern bekam ich einen Korb, erst der fünfte hielt sich für fähig, dies Meisterstück zu vollbringen. Na, es war auch danach! Schweigen wir darüber!

Wie ist denn so etwas möglich, wird sich hier der Leser fragen?

Das ist sehr leicht verständlich, denn die meisten Flickschuster befaßten sich nur mit dem Besohlen oder Nähen der einfachen Halbschuhe der türkischen armen — und Landbevölkerung. Dazu kommt, daß sie eine gewisse Abneigung haben, Neues zu lernen; denn um etwas Neues zu lernen, muß man immerhin etwas Energie aufbringen, und die hat nun die größere Masse der Türken eben nicht.

Aber noch ein Umstand war recht bezeichnend für den Türken. Sobald er sah, daß nicht viel an einer Arbeit zu verdienen war, ließ er sie lieber ganz. Das, was man bei uns „Werben der Kundschaft“ nennen würde, fehlte ihm ganz. Außerdem sank sein Arbeitswille in dem Maße, wie der Verdienst zunahm. Dies zeigte sich auch bei den Händlern. Die ließen lieber ihre Ware verderben, als daß sie mit dem Preise heruntergingen. Eine einzige Ausnahme habe ich bisher nur bei den Apfelsinverkäufern festgestellt. Viel Interessantes bot mir der Markt. Jeden Tag verkauften dort viele arme Leute Teile ihrer Habe. Da verkaufte einer ein Bettgestell, hier ein anderer alte Kleider, dieser wiederum bot Küchengeschirr an, jener eine Wiege, eine alte Petroleumlampe und eine Wasserpfeife ohne Glas. Jeder Handel dauerte immer sehr lange, und die Geduld der Verkäufer war einfach rührend.

Das schönste waren aber immer für mich die Kamelkarawanen. Diese sympathischen Tiere, die Kamele, mit ihrer philosophischen Ruhe verdienen

wirklich nicht, daß man ihren Namen als Schimpfwort mißbraucht. Das Auge der Tiere war so klar und flug wie das der Pferde. Sie beobachteten alles mit wunderbarer Ruhe und steuerten mit ihren Gebäckballen mit völliger Sicherheit durch das dichteste Gewühl. Das Tollste, was sich der Türke in der Ausnutzung tierischer Arbeitskraft leistete, war die Bepackung der Esel. Da sah ich manchmal von weitem zwei, drei riesenhohe Bündel Brennholz dahervanken. Unter dem Packen versteckt befand sich ein Eslein, dessen zarte Beinchen schier zusammenzubrechen drohten. Aber der Treiber stachelte die erlahmende Kraft mit einer spitzen Gerte immer wieder an. Auf einem mit allerlei Hausrat, Decken und dergleichen hochbepackten Esel saß zu allem Überfluß noch eine Türkin. Sie war ausnahmsweise mal unverschleiert und — auffallend hübsch. Ja, sie musterte sogar den Gaur, der so neugierig war, daß er stehen blieb. Die Frauen der Karawanentreiber und Führer haben gar kein übles Aussehen. Rassist, unverbildeter Körper mit einer Haltung wie eine Königin — in Lumpen! Ein halbes Pfund Soda, ein Kilo Schmierseife und eine Waschwanne heißen Wassers — danach gute Kleider, und wir hätten eine orientalische Schönheit aus Tausendundeiner Nacht.

Wenn ich mittags mein Hühnchen oder etwas sonst Schmachhaftes gegessen hatte, begab ich mich zu einem Joghurt-Verkäufer. In Deutschland durfte ich kaum etwas davon essen, eine Kleinigkeit rief sogleich eine Wirkung hervor wie eine Flasche „Soldatenhonig“, alias Rizinusöl!

Also, so war das in der Heimat mit dem Joghurt. Hier dagegen — mittags und abends aß ich tüchtige Portionen, und sie bekamen mir heilprächtigt. Genau so ging es mir mit dem Obst und den Apfelsinen.

So vermied ich auch das Wassertrinken. Trotzdem hatte sich ab und zu ein wenig Wechselfieber gezeigt. Ein bißchen Schütteln in den Gliedern und Druck im Kopfe — eine Tablette Chinin — und der Schaden war behoben. Manchmal sollte es freilich hinsichtlich des Fiebers etwas ärger sein. Sonst kann man aber den Küstenstrich nicht als ungesund bezeichnen. Die stark strahlende Sonne mußte hier wohl der beste Desinfektionsapparat sein, sonst hätte man allein krank werden können bei dem Anblick der — sozusagen auf offener Straße befindlichen — Lebensmittel aller Art. Die besondere Eigentümlichkeit des türkischen Geschäftshauses bestand nämlich darin, daß die Ladenwand, die der Straße zugekehrt war, vollständig fehlte. Einfach weg war sie, alles war Schaufenster — ohne Fensterglas. Genau so waren auch die Warenhäuser, Handwerksstuben und viele Barküchen eingerichtet. Der Laden war also nur ein Teil der Straße — oder vielleicht richtiger noch — die Straße ein Gang ohne Dach zwischen den Verkaufsständen. Beim Bazar waren eben die vielen kurzen Gänge überdacht.

Man kann sich vorstellen, daß infolge dieser Bauart die offenstehenden Waren ein günstiger Sammelplatz aller fliegenden Menschenschädlinge waren. Dazu kam noch die „handgreifliche“ Auswahl und Aushändigung mit nicht ganz einwandfreien Händen, und der „gute Appetit“ war fertig. Mit dem Zauberworte: „à la turka!“ wurden aufsteigende europäische Bedenken mit Erfolg niedergedrückt. Ja, du lieber Himmel, wenn's anders wär', wozu ginge man denn nachher in den Orient? Wie interessant war doch so eine Straßenreihe! Der Eckladen dort beherbergte alle möglichen Früchte: Apfelsinen, Bananen, Mandarinen, Datteln, Feigen in langen Schnüren. Große Bündel oft zwei Meter hoher Zuckerrohrstangen lehnten an den Seitenwänden. Wenn Südf Früchte nicht behagten, der konnte Apfel, Birnen und dergleichen nordisches Obst erhalten. Es war fast alles da — leider nur nicht immer so billig, wie man eigentlich vermuten müßte. Gleich neben dem Fruchtladen kam ein Kolonialwarengeschäft. Als nichteuropäisch fielen mir sogleich drei schwarze, vollgestopfte Ziegenhäute auf. Die Beinhäute standen diesen Tierbälgen vom Leibe ab und riefen mir in der Erinnerung den Anblick aufgequollener . . . Doch ich will mich kurz fassen. Also in diesen Häuten war Landkäse eingepreßt. Grünlichweiß sah er aus, manchmal auch ganz leidlich weiß. Übersalzen war er auf jeden Fall. Fett wurde ebenfalls auf diese Art konserviert. Ich verließ die Tierbälge und sah mir den Nachbarladen an. Das war eine Bratenküche. Damit will ich sagen, daß es dort nur gebratenes Fleisch gab. „Ah“, das duftete — aber nicht immer lieblich, oft recht nach verbranntem Fleisch. Auf Spießern, die etwas dicker als Stricknadeln waren, hatte man kleine Fleischstückchen aufgereiht. Abwechselnd ein fettes und ein mageres Stück! Das Gericht war nicht allzu teuer. Dazu gab es mehrere der bereits früher von mir geschilderten Brotlappen mit feingewiegten Zwiebeln, Lauch oder Salat, dazu eine Menge Pfeffer und Paprika. Alles wurde wie eine Plinse zusammengewickelt und dann „genossen“!

Jetzt nach dem Regen war es hier auf den Straßen noch auszuhalten, bei schönem Wetter aber wimmelte es von Fliegen, und es war tatsächlich nur der starken Sonne zu danken, wenn Seuchen nicht ständig herrschten.

Gleich neben dem Bratenstübel lag eine Konditorei. In den herumwehenden Bratenduft mischte sich der widerlich süße Duft von Honig- und Zuckerbäckereien aller Art. Es triefte alles von Zuckersaft. Während ich sonst stets Freund von Konditoreien war, mied ich jetzt diese „süßen Ecken“! Und nun ging es in der Straßenreihe weiter: Garfküchen, Friseur, Tabakläden und Teehäuser. Und alle Läden und Stuben waren nach der Straßenseite hin offen; sogar die Garfküchen — mit Ausnahme der besseren, die schon hochelegante Glaswände hatten. Alles war und gab es also auf der Straße. Immer wieder machte es mir Spaß, langsam so durch die Straßen zu wandern, hier dem Bäcker zuzuschauen, dort

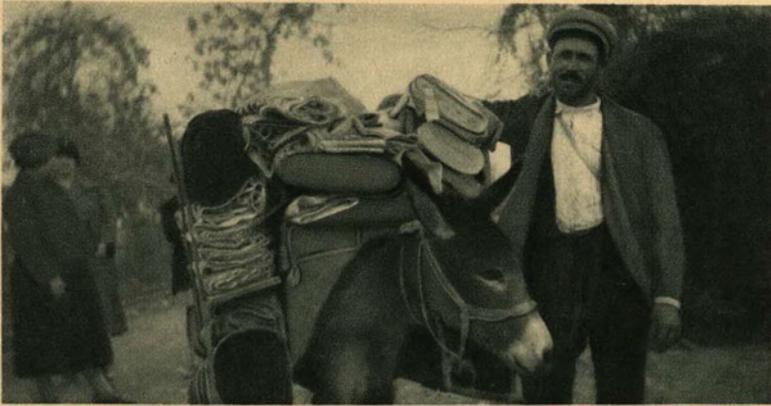
dem Konditor, den Handwerkern und sonstigen Künstlern des täglichen Lebens. So bot eine orientalischtürkische Stadt ein außerordentlich buntbewegtes Bild.

Eine kleine nette Geschichte von der Saumseligkeit der Türken will ich meinen Lesern nicht vorenthalten. Sie lehrt erstens, daß die Türken dieses Laster sehr gut kennen, und zweitens, daß sie, da sie selbst darüber spötteln, der Besserung zugänglich sind, da Selbsterkenntnis bekanntlich der erste Schritt zur Besserung ist. Allerdings muß es nicht immer nur bei dem ersten Schritt bleiben. Also die Geschichte:

Suleimans Gattin erwartete ein freudiges Ereignis. Vorsorglich begab sich der zukünftige Vater zu seinem Freunde, dem Geldwechsler Hassan, um für das zu erwartende Kind einen Goldmedjidie (Goldstück) als Talisman mit Kettchen zu kaufen. Hassan erklärte sich bereit, schnellstens einen Goldmedjidie zu besorgen und erhielt von Suleiman zehn Silbermedjidie dafür.

Suleimans „Blume des Harems“ bekam ein Töchterlein. Froh eilte der glückliche Vater zum Wechsler und — erfuhr, daß leider Hassan die gewünschte Münze noch nicht hatte besorgen können. Doch versprach er, schnellstens dafür zu sorgen. Suleiman versäumte nie, wenn er vom Kaffeehaus kam, bei Hassan auf ein paar Plauderminuten vorzusprechen, ein Weilchen mit der Gebetskette zu spielen, eine Zigarette zu rauchen, einen Tschai zu trinken und so nebenbei sich nach dem gewünschten Talisman-Medjidie zu erkundigen. Hassan nickte dann stets eifrig mit dem Kopfe: „Morgen, mein Lieber — inschallah!“ („So Gott will!“) Aber Gott wollte anscheinend nicht! Genug. Es vergingen Tage, Wochen, Monate — schließlich Jahre. Suleimans Töchterchen hatte noch immer keinen Goldmedjidie. Mittlerweile wurde der „Süße Morgentau der Blume des Harems“ sechzehn Jahre alt. Sie wurde einem Manne anverlobt. Als von Suleiman und dem Schwiegerohn der Tag der Hochzeit festgesetzt worden war, begab sich Suleiman mit selten energischen Schritten zu Hassan. Nach kurzer Begrüßung vergaß er ganz, erst einmal einige Zeit mit der Gebetskette zu spielen, vergaß, sich eine Zigarette zu drehen und Hassan eine anzubieten, vergaß, den üblichen Tschai abzuwarten — kurz — er bat mit dringlichen Worten stehenden Fußes seinen Freund Hassan, für den und den Tag den Goldmedjidie zu besorgen, den er doch schon zur Geburt seines Töchterchens hatte anschaffen sollen. „Jetzt“, so fuhr Suleiman fort, „möchte ich meinem lieben Kinde doch die Münze zur Hochzeit schenken!“

Hassan zog die Augenbrauen hoch, schnalzte mit der Zunge, hob erstaunt den Kopf und — zog ein Kassenfach auf. Mit würdevoller Bewegung entnahm er diesem zehn Silbermedjidie, zählte sie dem erstaunten Suleiman hin und sprach: „Lieber Freund, du drängst mich in ganz unerhörter Weise! Allah möge dein Töchterchen weiter beschützen. Ich habe mein Möglichstes getan, dir deinen



Türkischer Tuchhändler



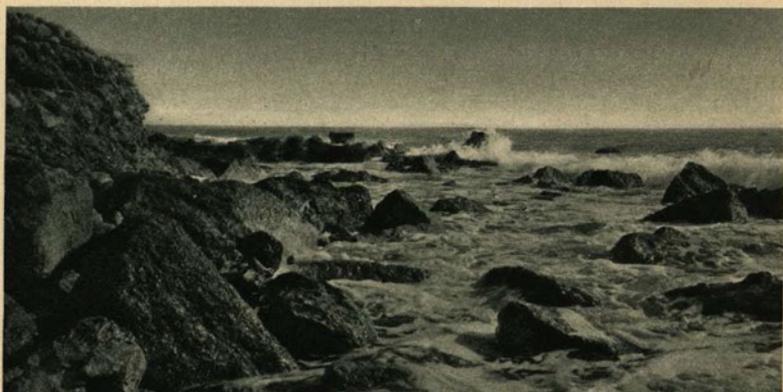
Türkische Bauern, stadtfrein – Prosaische Jungtürkei



Basarstraße in Mersina



Kleingewerbe in den Trümmern des alten Basars von Mersina



Brandung an den Trümmern der Römer-Mole in Pompejópolis (Mersina)



Trümmer der alten Wasser-Fernleitung (Pompejópolis)

Gefallen zu erfüllen — aber — — hier, nimm deine zehn Silbermedaille wieder zurück ... Es tut mir leid, aber ich bin nun einmal nicht für dergleichen überstürzte Geschäfte.“ — — —

Durch Paßschwierigkeiten zog sich mein Aufenthalt in Mersina unliebsam in die Länge.

Ich streifte nun in einigen Wanderungen die Umgebung ab. So besuchte ich die einige Kilometer von der Stadt entfernten Ruinen von Pompeopolis. Teile der Wasserleitung wie einzelne Säulen des Forum, Häusergrundmauern und gewaltige Steinblöcke der Hafenanlagen waren berede Zeugen der Vergangenheit. Rund herum lag fruchtbarstes Land, das, um höchst ertragsfähig zu sein, möglichst bewässert werden mußte. Heute waren diese riesigen, fast ebenen Strecken des Geländes zwischen Mittelmeerstrand und den Taurusvorbergen — unbewohnte wüste Steppe, kaum von Weidewieh ausgenutzt. Vor Jahrtausenden aber reichstes Land.

Diese jetzt wüsten Gegenden wieder der landwirtschaftlichen Kultur nutzbar zu machen, ist vielleicht sogar die edle Absicht der Jungtürken. Geschieht es wirklich, so würde die Türkei bald ein wohlhabendes, absolut unabhängiges Reich sein. War doch Kleinasien im Altertum eines der reichsten Länder der Erde. Und wie habe ich es unterwegs angetroffen?!

Die Türken an sich — ihrer tartarischen Abstammung nach — sind ein halb nomadisches kriegerisches Eroberervolk. Nun, schon seit Jahrhunderten sesshaft geworden, ist es wohl denkbar, daß sie unter starker schöpferischer Führung kulturell-zivilisatorische Fähigkeiten entwickeln.

Ob es immer Gazis wie Kemal Pascha geben wird? Platz in Kleinasien haben die Türken von heute auf sehr lange Zeit. Aber ob das Nomadenblut dickflüssig genug wird, um aus ihnen ein fleißiges, strebsames, orientalisches Bauernvolk zu bilden, ist eine andere Frage. Gegenwärtig macht sich noch der nomadische Trieb in der Sucht, Werte zu verhandeln (verschachern), statt Werte zu schaffen, Luft. Das Kriegerische findet seine Ablenkung durch den allgemeinen Wehrdienst. Das eine ist aber sicher:

Der Türke ist und bleibt immer ein Orientale trotz aller Reformen und wird nie europäerfreundlich sein.

\*

Meine Kleinasien-Wanderfahrt hatte hier in Mersina ihr Ende gefunden. Die Insel Zypern gehörte gewissermaßen mit zu Kleinasien, geschichtlich wie politisch. Man weiß von ihr in Deutschland nicht sehr viel — höchstens, daß sie eine englische Kolonie ist, und daß man dort den schönen Muskatellerwein trinken kann.

8397



Wie sieht die Insel in der Gegenwart aus? Das war für mich die große Frage? — Wie lebte man dort? Sogar hier in Mersina wußte man mir sozusagen nichts zu erzählen. Ich erfuhr nicht mehr, ja zum Teil noch weniger, als ich selbst schon wußte. Die Abgeschlossenheit dieses Eilandes reizte mich. Außerdem mußte ich sogar hin, weil der englische Konsul hier leider keine Berechtigung hatte, mir einen Paß für Palästina auszustellen. Über Palästina aber ging mein Weg nach dem Irak durch das englische Arabien nach Bagdad.

Nunmehr also — Zypern. Ich glaube, ich tue gut, vor der Hinreise ein wenig Geschichte zu repetieren. Ganz kurz das Wichtigste über diese Insel:

Ausgang des 8. Jahrhunderts v. Chr. wurde sie von den Assyriern unterworfen. Um 550 v. Chr. eroberte sie der ägyptische König Amasis. Später kam sie unter Kambyfes an die Perser. Athener und Perser stritten sich wiederholt um dieses Kleinod im Mittelländischen Meer, bis sich die Zypriern nach der Schlacht bei Issos Alexander dem Großen unterwarfen. Nach einer guten Spanne Zeit pflanzten die Römer ihre Adler auf. Dann blieb sie im Länderverbanne des oströmischen Reiches, bis die Engländer schon 1191 die Insel unter Richard I. (Löwenherz) zum erstenmal eroberten. Venetianer und Türken wechselten dann mit der Herrschaft, bis die Insel seit 1880 in dem festen Griff Alb-Englands blieb. Interessant ist die Vergangenheit!

## Auf, nach der Heimat des Zeno!

Es hatte die ganze Nacht gestürmt; der frühe Morgen schien wenig Besserung zu bringen. Tief hingen die regenschweren Wolkenbänke über Mersina. Aber meine heimliche Hoffnung, daß infolge des Unwetters der fällige Dampfer sich verspäten würde, ging nicht in Erfüllung. Die „Trento“ des Lloyd Triestino war doch gekommen. Da mein seit langem erwarteter Paß in letzter Stunde aus Stambul ankam, hieß es nun, die Zeit zu nutzen, um nicht wieder eine Woche zu verlieren. Bei dem Hin und Her von der Behörde zum Schiffahrtsbureau, von der Post zum englischen Konsul usw., nahm ich mir gemächlich Zeit. Ich war schon sehr türkisch angehaucht, und daß ich tatsächlich schon Mersina verlassen sollte, wollte mir zunächst gar nicht in den Kopf. Nun ging mir wahrhaftig alles viel zu rasch. Ich hatte mich schon an das „Jawasch, jawasch!“ („Langsam, langsam!“) gewöhnt und war daher über mich selber verwundert, als ich wirklich und leibhaftig in das wartende, auf der bewegten See auf und nieder tanzende Ruderboot sprang, das mich zur „Trento“ bringen sollte. Daß der Dampfer schon das zweitemal getutet hatte, rührte mich durchaus nicht. „Gott, wozu die Hast? — Jawasch, jawasch!“

Die beiden Ruderer hatten ihre Mühe, vom Bollwerk loszukommen. Jeden Augenblick brachte uns eine neue Welle in unheimliche Nähe des Rats. Ich ergriff rasch das Steuer, während zwei türkische Passagiere betend zusammenkauerten und auf diese Weise halfen. Der Erfolg blieb auch nicht aus. Wir kamen endlich los!

Und nun begann eine herrliche Fahrt, die meinerwegen hätte stundenlang dauern dürfen. Hei! Wie unsere Nusschale hin und her tanzte! Weißschäumend rollten die hohen Wogen heran. Hoppla, da saßen wir auch schon auf dem Ramm, und Gischt-spritzer flogen wie ein Sprühregen umher. — Rumms — ging's wieder in die Tiefe! Das war einfach herrlich! Da war ich wieder in meinem Element, das war meine Welt! Peregrinus war wieder wach und munter und gab sich am Steuer fleißig Mühe, den Kurs einzuhalten und die ärgsten Stöße der Wellen und die Brecher abzufangen. Es war doch gut, daß ich den besten Teil der „jungen Jugend“ — denn Jugend ist für mich ein sehr dehnbarer Begriff — an der „Waterkant“ zugebracht hatte.

Eine halbe Stunde später brachte das Anbordgehen einige türkische Augenblicke. Die beiden türkischen Reisenden verpaßten verschiedentlich gute Gelegenheiten zum Sprung auf das Fallreep. Als er ihnen endlich geglückt war, krabbelten sie eilig höher und waren nicht zu bewegen, wenigstens mit einer Hand die Aernahme — oder den Aernwurf — ihres eigenen Gepäcks aus dem bald tief herabsinkenden, bald schnell hochschießenden Boot zu unterstützen. So mußte ich schließlich die Freundlichkeit haben, diese Arbeit zu übernehmen. Ja, sogar die Aushändigung des Fahrpreises mußte ich vermitteln. — Aus dieser Hilfsbereitschaft den Zwischendecksfahrgästen gegenüber schloß vermutlich der Steward der ersten Klasse, der über die Reling gelehnt und zugehauert hatte, daß ich gleicherweise „drittklassig“ sei. Er war daher nicht schlecht erstaunt, als ich ihn mit „erstklassiger“ Gebärde heranwinkte und ihm freundlich mein Gepäck auf die erstklassigen Lackstiefel stellte. Daß ich erster Klasse fuhr, ja fahren mußte, hatte seine bestimmte Ursache. Nämlich — alle nicht „erstklassigen“ Passagiere aus einem türkischen Hafen kommen für die Dauer von vierzehn Tagen bis drei Wochen auf Zypern in Quarantäne. Das ist natürlich nur eine freundliche Einrichtung der Engländer, um sich arme und unerwünschte Reisende aus der Jungtürkei fernzuhalten. Nun hatte auch ich darunter zu leiden.

Die Passagiere der ersten Klasse waren nicht gerade sehr zahlreich. Ein Engländer, ein Italiener und — meine Wenigkeit. Es waren also mehr Stewards da als Gäste. Zur Abendtafel fanden sich noch zwei Schiffsoffiziere und der Arzt ein — aber nicht zur gleichen Zeit. Ich wurde in meinem schlichten Touristenanzug ehrlich von den hochelegant befrachten und behand-

schuhten Stewards bewundert. Es war mir daher eine innere Genugthuung zu sehen, daß der Engländer gleichfalls im Sportanzug und mit offenem Sporthemd zur Tafel erschien. Also gab's doch noch Menschen, die vernünftig genug waren, das zweckmäßige Gewand der modischen Form vorzuziehen. Der Wert des Menschen richtet sich ja schließlich auch nicht nach der Kleidung und dem Vermögen — Gott sei Dank, nein!

Um fünf Uhr sollte das Schiff eigentlich abfahren, aber es war schon acht, als die „Trento“ den Anker lichtete. Der starke Seegang hatte das Löschen der Ladung ganz außerordentlich erschwert.

Nach dem Essen sandte ich die letzten Grüße durch das Nachtdunkel zu den Kleiner und Kleiner werdenden Lichtern Merinas hin. Leicht schwankte die „Trento“. Der kräftige, aber durchaus nicht kalte Wind pfiff sein Lied. Am Himmel hasteten schwere Wolkenmassen dahin, nur ab und zu blickte ein Sternlein durch. — Meeresnacht! Ah, es war doch zu schön auf der See! — Da, leise zieht durch mein Gemüt — nein, durch meine Beine — ein leichtes Reissen! Aha! Mein Barometer meldet Regen und Wind. Also werde ich diese Nacht sicher gut gewiegt werden!

Und richtig! Mehrmals wachte ich in meiner Koje auf, wenn der Dampfer stark überholte, und hörte rauschenden Regen niedergehen. Dampf grollte der Donner, und grell leuchteten die Blitze durch das Bullauge. Na, der Geschmack ist ja bekanntlich verschieden; mir machte dieses Wetter jedenfalls viel Spaß, und wenn ich nicht gleich darauf wieder mit Behagen einschlief, horchte ich auf das Knistern und Knacken des Holzes, auf das Seufzen und Stöhnen des Schiffes, auf das Klatschen der Brecher, das dumpfe Stampfen der Maschine und das Grollen und Rollen des Gewitters.

Mit einem heißen Seewasser-Wannenbade begann der neue Tag. Die türkische Wanderzeit wurde symbolisch abgespült und gleichzeitig ein würdiger Anfang für den Besuch der Heimat des großen Stoikers Zeno, für Zypern, geschaffen. Die strahlende Morgensonne hatte alles verschlungen; Nacht und Unwetter und wilde Wogen. Eine ganz sanfte Dünung rollte an den noch einige Seemeilen entfernten, hier etwas kleinasiatisch-wüstenhaft-steinigen Strand von Zypern. Am nördlichen Horizonte stand noch eine dunkle Wetterwand, die sich nach und nach in freundliche, helle Wolkenstreifen auflöste. In der Kursrichtung des Schiffes — gen Westen — tauchte an weiter, stiller, blau-leuchtender Bucht ein freundliches Stadtbild auf. Weiß glänzten die sauberen Häuserfronten, umgeben von grünen Waldungen, aus denen wieder helle Gebäudegruppen schimmerten. Palmen und grüne Büsche waren durch das Glas erkenntlich. Ja, ich war wieder ein Stück weiter südwärts gekommen. Die

Stadt war Larnaca! — Mit flottem Ruderschlag kam das Boot der Behörde längsseits. Freundlich leuchteten die roten Feze der Beamten und Soldaten.

Ja, so war es früher auch in der Türkei gewesen. Märchen sagt: Es war einmal! — Was waren das hier doch für nette Beamte! Nichts mehr von dem fremdenfeindlichen, tückischen Blick, der mir so unangenehm in der Jungtürkei aufgefallen war. Die amtlichen Angelegenheiten wickelten sich geradezu unerhört rasch ab, und — ich erstaunte, als mich der Passbeamte in englischer Sprache auf Zypern willkommen hieß. Was Wunder, daß ich in einen Zustand des Entzückens geriet, als ich nun nach herrlicher, sonniger Bootsfahrt das schöne Eiland betrat. — Die Zollbeamten an Land waren Türken, sie sprachen aber gut englisch. Auch hier war man zuvorkommend, ja fast gemüthlich, ohne dabei aber in Schlamperei oder Pedanterie zu verfallen. Der Backschischgeruch war weg — ganz weg!

Und dann erst die Polizei! Selbst wenn ich das Entgegenkommen der Hafenbeamten auf Kosten der Ersten-Klasse-Fahrt setzen will, was wußten die Polizisten von mir? Mit freundlicher Neugierde wurde ich von dem besetzten, stramm soldatisch aussehenden Hüter des Gesetzes und der Ordnung gemustert und — begrüßt! Wahrhaftig! Vorbei war die lästige An- und Abmelderei, vorbei die polizeiliche Fremdenüberwachung — war das nicht herrlich? Frei war ich, ganz frei! Wie ein Alp hatte es in der Türkei immer auf mir gelegen. Hier war ich frei, war Gentleman! Ja, und als man hier und da erfuhr, daß ich Deutscher sei, wurde die Freundlichkeit der uniformierten und nichtuniformierten Insulaner — gleichviel ob Griechen, Türken oder Armenier — noch größer. Das war wirklich angenehm, sehr angenehm und gab mir wieder Haltung.

Kopf hoch, Peregrinus! Civis Germanus sum! Einen kleinen Schatzen in den sonnigen Empfang warf der nicht minder freundliche Wirt des „Grand Hotel“ am Strande, der mir mit gewinnendem Lächeln mittheilte, daß ich für sieben bis zehn Schilling „full board“ (mit voller Verpflegung) äußerst vorteilhaft bei ihm wohnen könne. Ich verneinte das durchaus nicht, sagte ihm aber, daß ich mir die Sache noch überlegen wolle und unternahm einen Erkundungsbummel in die Stadt. In einer der Hauptstraßen entdeckte ich eine Art Kolonialwarengeschäft, das aber — als für mich besonders auffallend — eine Reihe kleiner Weinfässer im Fenster aufgestapelt hatte und in der ganzen Aufmachung des Ladens an eine Weinhandlung mit Probierstube erinnerte. War ich schon mal in Zypern, mußte auch der Wissenschaft und Wanderschaft ein heroisches Opfer gebracht und der seit Jahrtausenden berühmte Zypernwein gekostet werden! Ich trat also ein und bat um ein Gläschen. Ich kostete: „Ah, köstlich, hm!“ Glück, glück, glück! „Que vino mas rico!“ („Welch vortrefflicher Wein!“) lobte ich den Trunk zufällig auf spanisch wohl deshalb, weil er mich an die

schweren spanischen Weine erinnerte. Und siehe da, der junge Wirt antwortete: „Ah, Vs. habla español?“ („Sie sprechen spanisch?“) Die Welt ist klein! Don — oder nein, hier hieß er schon Mister — Miquel Papanikolao war sieben Jahre in Südamerika gewesen, und im weiteren Verlaufe einer angenehmen Unterhaltung stellten wir fest, daß wir uns „drüben“ verschiedentlich fast ungerannt und auch sogar einmal in einem Hotel zu gleicher Zeit gewohnt hatten, und das noch dazu in einem ganz gottverlassenen Pampaneste. Aber halt, das Hotel! Beinahe hätte ich über der Weinprobe die Ursache meines Stadthummels vergessen. Doch Mister Miquel besorgte mir nun alles weitere. Ich blieb sein unmittelbarer Nachbar. Dem Geschäft schräg gegenüber fand sich für mich ein Zimmer, ein Einzelzimmer für zwei Schillinge den Tag. Das war zwar auch noch allerhand, aber jedenfalls blieb mir nun mehr Bewegungsfreiheit, und eingerichtet war das Zimmer obendrein so neuzeitlich und behaglich, daß ich einfach staunte. — — —

Von Zypern aus verbreitete sich nicht nur die Lehre des Stoikers Zeno, sondern — was kulturgeschichtlich sehr interessant ist — auch der Aphroditekult. Leider sind die alten Tempel von den Christen später so gründlich zerstört und das unzerstörbare Baumaterial zu Kirchen- und Klosterbauten verwendet worden, daß nur noch einzelne, heute im Museum von Nicosia, der Hauptstadt Zyperns, befindliche Statuen der Göttin Aphrodite von ihr zeugen. Immerhin, wenn hier die Geburtsstätte dieser schönen Göttin war — hm — sollte man doch annehmen, daß dies etwas auf die nachkommende Weiblichkeit abgefärbt haben müßte. Aber — na, ich will den schönen Insulanerinnen nicht zu nahe treten — oder doch — aber — aphroditische Erscheinungen waren hier auch nicht zahlreicher als anderswo — und im übrigen hatte Peregrinus sein Herz schon längst vergeben. Also damit war's Eßfig.

Um so herrlicher war die nähere und weitere Umgebung Larnacas. Prachtige Kirchen und Klöster im venetianischen Stil — aus der Zeit der Herrschaft jener großen Handelsstadt, der Königin der Levante. Welch ein herrliches Bild gab Larnaca von der Landseite ab! Schlanke Zypressen reckten sich neben buschigen Palmen in die Höhe und gaben der Landschaft ihr charakteristisches Gepräge. Die Schönheit des Kreuzganges der St. Lazarus- und Klosterkirche nahm mich ganz gefangen. Mir wurde so feierlich zumute, daß mir das Photographieren wie eine Entweihung erschien. Traumschön standen die Zypressen in der klaren Sonnenluft wie Hüter vor einem Heiligtum. Die wenigen Moscheen — denn zwei Drittel der Bevölkerung Zyperns sind Griechen — waren nicht minder reizvoll gelegen. Aber immer wieder zog es mich nach den Kirchen und Klöstern, die mit ihren Zypressen, Palmen oder anderen herrlichen Bäumen ein zu prächtiges Bild gaben. So stand z. B. in dem Hof der St.-Miguel-Klosterkirche eine

herrliche Riesentanne. Diese Verbindung von Bäumen, Säulengängen und Türmen wirkt außerordentlich auf das Gemüt, und ich könnte mir vorstellen, daß ein Kirchgang zu einem Gotteshause, in einem Waldhain gelegen, feierlicher stimmt als in der Großstadt, wo das Gebimmel der Elektrischen, das Autogehupe und Motorradgeknatter den Gottesdienst stört. — — —

Von den baulichen Schönheiten wandte ich mich wieder dem lebendigen Leben zu — und wo ich's packte, war es interessant. Der mit Eukalyptus bestandene Platz vor der Post zeigte ein unverfälschtes Stück Zypernleben. Hier war nichts mehr zwangsweise europäisiert, proletarisiert wie in Kleinasien. Da hockten Arbeiter zusammen in der warmen südlichen Sonne. Fez und turbanartiges Kopftuch zeigten sich ungeniert. Jeder kleidete sich nach seinem Geschmack und — sauber. Das zerlumpfte Habit der Türken fand ich hier auch nicht in den ärmsten Vierteln. Ein Zeichen, daß sogar die Türkin nähen und flicken lernt, wenn das gute Beispiel der Griechen oder vielleicht auch ein sanfter englischer Druck Anregung gibt. Und trotzdem hatte alles einen mehr orientalischen Anstrich. Das machten allein der Fez, die dunklen Gesichter, die Sonne und die südlichen Bäume und — ach du lieber Himmel! — ja, die wunderbaren Hosenhöden der Männer. Lachkrämpfe könnte man bekommen, wenn man nicht die erforderliche Ernsthaftigkeit besäße, die man als Mann, der das Leben sehen will, wie es ist, eben haben muß.

War die weite Türkenhose schon eine Schneiderleistung — hier hing die Hose fast auf der Erde! Die weniger Vornehmen, zum Beispiel das Bäuerlein, das mir auf meinem Wege zum Salzsee bei Larnaca mit zwei mit Dornbuschkraut bepakteten Eseln begegnete, hatten den überflüssigen Stoff nur bis an die Kniekehlen. Bei ganz großen Herren dagegen baumelte das schon rockartige Kleidungsstück tatsächlich bis fast ans Fußgelenk.

## Kreuz und quer durch Zypern

Ich hatte noch nicht, wie man sagt, viel Salz in Larnaca gegessen, da stand ich auch schon wieder vor einem Verkehrsbureau.

„Was kostet die Fahrt nach Famagusta?“

„Drei Schillinge!“

„Well!“ —

Schon hatte ich meine Karte für die Autofahrt. Die Ruinen von Salamis bei Famagusta waren mein Ziel. Die Fahrt auf der gepflegten, chausseeartigen Straße war rasch und angenehm. Nach einigen Kurven über niedrige, steinige

Höhen zog sich die Straße durch flaches, bebautes Land hin, das, da es baumlos war, nichts Reizvolles bot. Es sah zuweilen, wenn größere Strecken steinigem Steppenlandes auftraten, sehr kleinasiatisch aus. Die Dörfer bestanden aus Lehmziegelgebäuden, sahen aber entschieden sauber aus und erhielten durch die kleinen Garten- und Baumanlagen ein freundliches Gepräge. Die Umgebung von Famagusta aber war wieder wie bei Larnaca waldbreich. Am anderen Morgen stürmte ich los, die Stadt und ihre Umgebung anzusehen.

Famagusta erlebte unter den Venetianern seine Blütezeit. In der St.-Katharinen-Kathedrale (erbaut 1302), die heute eine Moschee ist, wurden die zypriischen Könige mit dem Titel „König von Jerusalem“ gekrönt. Weit ausgedehnte, gewaltig starke Festungsanlagen im Umfange von drei englischen Meilen sind zum größten Teile um 1193 von den Genuesen und später unter D'hello, dem berühmten Mohren, erbaut worden. Unter Mustafa Lala Pascha fiel das starke Famagusta nach blutigen Kämpfen an die Türken. In einem noch sehr gut erhaltenen Befestigungsteil fand ich verschiedene Kasemattenartige Räume, von denen noch gangbare unterirdische Gänge abzweigten. Leider hatte ich meine elektrische Taschenlampe vergessen, sonst hätte ich diese Ausfallgänge gründlich untersucht. Immerhin verirrte ich mich fast so schon unter den alten Trümmerresten und freute mich, als ein roter Fez aufleuchtete. Es war ein biederer, alter Türke. Ich erkundigte mich nun nach dem kürzesten Weg nach Salamis und wurde durch verschiedene Gänge hindurch wieder auf die freie Landstraße geführt. Der Weg nach den Ruinen der alten Griechenstadt war doch reichlich weit, und die angeblichen fünf bis sechs englischen Meilen streckten sich ganz gewaltig. Ich wurde von dem Marschieren reichlich warm, so daß ich in Hemdsärmeln wanderte.

Gewaltige Sand- und Schuttmassen, die mit dichtem Busch bewachsen waren, bedeckten die Trümmer von Salamis, die von Leukros, dem Sohne des Selamon, Königs von Salamis in Griechenland, nach der Zerstörung Trojas erbaut sein soll. Die bisher geringen Ausgrabungen haben dann auch Reste aus verschiedenen Zeitepochen freigelegt. Da eine abgeschlossene geschichtliche Nachforschung über diese ohne Zweifel interessante Stadt nicht gemacht worden ist, war ich — auf den Trümmern umherstolpernd — auf Vermutungen angewiesen, was mir doppelt so lieb war, da meine Phantasie um so stärker angeregt wurde. Die trojanischen Helden wurden wieder lebendig, und schon zauberte ich aus den vorhandenen marmornen Säulenresten korinthischen Stiles die Akropolis hervor. Der Grundriß war deutlich zu verfolgen. Da standen oder lagen nun die Zeugen einer blühenden Zeit! Da liebten und haßten sich die Menschen wie heute und rangen um die Güter der Erde und der Seele. Welch ein Fortschritt seit der Zeit?! Keiner! Sind wir klüger, wahrhaftiger, besser, reiner, edler, voll-

kommener geworden seitdem?! Das Ziel der Menschheit bleibt ewig der Mensch — nicht die Vervollkommnung menschlicher Bedürfnisse. Der Mensch soll herrschen über die Dinge der Erde — die Dinge der Erde sollen ihn nicht beherrschen! Wird das wirklich einmal anders werden?! Man kommt doch auf allerlei Gedanken — denn jahrtausendalte Steine sprechen. Da rauscht die Brandung des nahen Meeres wie früher — ein Vöglein zwitschert in einem Busch, eine kleine, buntschillernde Eidechse huscht über ein Säulenstück. Jetzt bleibt sie einen Augenblick in einem Sonnenfleck sitzen und schaut zu mir hin — dann — husch — ist sie verschwunden. Das lebt da und freut sich dessen — und vergeht wieder! Wirklich? Ach Unsinn! Es gibt keinen Tod — nur Wandelung und Wanderung. Welch ein blühender Unsinn! Gäbe es ein Nichts — wie könnte aus dem Nichts das Leben, das Ewige entstehen?! Kein Ding geht im Weltenraum verloren — ja, warum dann nur das höchste, das irdisch Vollkommenste, das denkende, lebendige Ich?! Nein, die alten griechischen Philosophen waren sich darüber längst klar. Wir sind nicht viel weiter gekommen als sie. — So wanderten meine Gedanken umher, während ich mir den Weg durch das Gestrüpp bahnte und bei jedem schönen Marmorreststück stehen blieb und es mir in seiner vollkommenen Schönheit gedanklich aufzubauen versuchte. Während ich nun nach weiteren ausgegrabenen oder weniger entdeckten Resten Ausschau hielt, sah ich einen alten Herrn über das Trümmerfeld auf eine größere Ruinenmasse zu hinschreiten. Oho! Also noch so ein Altertumschnüffler? Sicher ein Engländer! Und richtig! Ich steuerte auf ihn zu, und als er, meinen Schritt hörend, sich nach mir umdrehete, da sah ich, daß ich mich nicht geirrt hatte. Der alte Herr war ein echter Sohn Albions. Wir stellten uns vor. Mister Jist hatte die Liebenswürdigkeit, auch deutsch sprechen zu können. Das war mir insofern ganz angenehm, weil darum die Unterhaltung in Folge meines lendenlahmen Englisch nicht einzuschlafen brauchte. Nachdem ich nun den alten Herrn — er zählte fünfundsiebzig Lenze — zu den von mir aufgefundenen Trümmern geführt hatte, die er noch nicht gesehen hatte, gingen wir gemeinsam daran, die anderen Herrlichkeiten zu enträtseln. Wir machten nun Geschichte, entdeckten das Forum aus der nachfolgenden Römerzeit und schließlich auch die Reste einer frühchristlichen Basilika. An einem Hüttenrand der früher dort hausenden Ausgrabungsgesellschaften stand noch eine weibliche Statue, die allerdings kopflos war. Es blieb unserer Phantasie überlassen, zu erraten, welche Göttin damit nachgebildet worden war. Jedenfalls hatte das Mädchen eine hübsche Figur und sicher keinen Bubikopf gehabt, denn der war ja damals noch nicht Mode. Es war Spätnachmittag, und da ich mich nicht mit Esbarrat versehen hatte, bekam ich einen Bärenhunger. Mister Jist wollte eben noch die wenige Kilometer entfernte St.-Barnabas-Kapelle aufsuchen.

„Haben Sie schon gefrühstückt?“ fragte Mister Zist.

„D ja, heute morgen!“

„Well, dann werden Sie jetzt Hunger haben. Hier, es langt für uns beide!“ Sprach's und hatte ein umfangreiches Stullenpaket aus den Taschen seines Regenmantels hervorgezogen und dann noch eine Apfelsine von der riesengroßen, kernlosen, süßen, saftreichen Sorte, die gleich am Ankunftstage mir Herz und Magen erquickt hatte. Nach einigen formellen Krassfüßen nahm ich die Stulle oder auch Bemme — wie man in Sachsen sagt — von Old England an. Die Apfelsine wurde redlich geteilt, und es schmeckte uns beiden ganz prächtig auf den Ruinen von Salamis.

Dann pilgerten wir zum St.-Barnabas-Kloster hin. Ein griechisch-katholischer Pater öffnete uns und führte uns in die heilige Kapelle, wo ich mit priesterlicher Erlaubnis das von den Tüchern freigemachte sehr alte und kaum noch kenntliche Heiligen- und Wunderbild aufnahm. Trotz unglaublich langer Belichtung — ich hatte schon bald das Zählen vergessen — war es doch nicht genug, aber Bliclight — hatte ich gerade nicht bei mir. Die alten, mit großer Sauberkeit ausgeführten Holzschnitzereien zeugten von großer Kunst. St. Barnabas ist der an Stelle des Judas gewählte letzte oder jüngste Jünger. Die Gruft bot nichts Bemerkenswertes, außerdem war die Verständigung mit dem Pater sehr schwer, sein Latein vier bis fünf wie bei mir. Sonst konnte er nur Griechisch, und Mister Zists Deutsch und meine Sprachkenntnisse zusammen in Englisch, Spanisch, Italienisch, Französisch, Türkisch und Arabisch waren hierbei nur Ballast. — Der freundliche Pater entließ uns nicht eher, bevor wir einen Kaffee genehmigt hatten. Wir zeigten uns erkenntlich durch den Kauf zweier Wachskerzen, deren Preis Mister Zist opferwillig selbst festsetzte, und die dann sofort vor dem St.-Barnabas-Bilde auf einem kostbaren Standleuchter entzündet wurden. Nach der Rückkehr genossen Old England und Young Germany einen gemeinsamen Tee und trafen sich — ohne daß eine Verabredung getroffen worden wäre — am anderen Morgen auf der Haltestelle der Schmalspurbahn, die Famagusta mit Nicosia, der Hauptstadt Zyperns, verbindet. Die Bimmelbahnfahrt von Famagusta zur Hauptstadt, die wir, Mister Zist und ich, als einzige Fahrgäste der zweiten Klasse unternahmen, führte uns durch das Hauptflachland der Insel. Bäume gab es nur an den Haltestellen und bei einzelnen Gehöften, sonst war alles eine sehr ebene — allmählich nach Nicosia — also nach Westen hin ansteigende Acker- und Weidelandfläche, die im Norden von dem 500 bis 900 Meter hohen Randgebirge und im Süden von einzelnen Hügelgruppen und kleinen Tafelbergen abgegrenzt wurde. Das gute Land bringt vorzüglichen Weizen, Gerste und auf kleinen Strecken Baumwolle hervor, ferner Kartoffeln und sämtliche Gemüsesorten.

Doch befindet sich der eigentliche Gemüsebau, wobei besonders der Blumenkohl wegen seiner Größe und seiner Schmachhaftigkeit berühmt ist, fast nur in der Umgebung der Städte. Das kleine Bähnle, das die Steigung nach Nicosia hin zu überwinden hatte, strengte sich kurz vor der Haltestelle mächtig an. Die Lokomotive wagte einen energischen Anlauf, um den Eindruck einer Vollbahn zu erwecken, und mit lautem Puffen verpulberte sie unter starker Rauchentwicklung ihre letzte Kraft.

Mister Zist war so liebenswürdig, mich nach der Ankunft in seine Kutsche, die er wegen seines zahlreichen Gepäckes nehmen mußte, zu nötigen, und so hatte ich die Annehmlichkeit, zunächst einen Teil der Stadt von der Kutsche aus kennenzulernen. Vor dem eleganten, hochvornehmen Hotel verabschiedete ich mich von Mister Zist, der mich einlud, ihn gelegentlich zu besuchen. Das versprach ich. Dann schlenderte ich — mit meinem winzig kleinen Lederkoffer und der umgehängten Kamera bewaffnet — los, um mir in Ruhe ein passendes Quartier zu suchen. Das Straßenlabyrinth der Altstadt sorgte bald dafür, daß ich jegliche Orientierung verlor. Ich tröstete mich aber in dem Gedanken, daß irgendwo die Stadt ein Ende haben müsse. Tatsächlich gelangte ich dann auch bald an einen größeren Platz, der in der Stadtmittle zu liegen schien und mir merkwürdig bekannt vorkam. Richtig, das alte türkische Kaffeehaus rechts und das im orientalischn-tropischen Stil gebaute Regierungsgebäude links, sowie die Säule mit der Kanonenkugel, das hatte ich schon von der Kutsche gesehen. Der Platz gefiel mir — also: Knips! Aber wie das so oft beim Knipsen kommt — auf einmal entdeckte ich etwas viel Interessanteres. Drei Herren in der originellen Landestracht unterhielten sich angeregt vor dem türkischen Kaffeehaus. Ha! Mit gezückter, schußfertiger Kamera schleiche ich mich heran — da drehen sie sich herum — schade — nein, macht nichts, diese genialen Hosenhöden müssen auf alle Fälle auch in Europa bekannt und — vielleicht Mode — werden. Nein, ich komme über diese Tracht nicht hinweg. Solch eine Tuchverschwendung geht doch wirklich über das bekannte Bohnenliedchen. Und das allerschönste ist nun noch, daß die Herrchen an dem Knie so wenig Stoff haben, daß sie dort oft mehr als ein handbreites Stück Natur sehen lassen, dann kommt erst wieder eine Wadenbekleidung, teils Samasche, teils ein langer bunter Strumpf, oft recht originell bestickt und bei ganz armen Landbewohnern ein aus Sackleinswand hergestellter Wickel oder Samasche. Na, jedenfalls mal etwas anderes. Wat dem eenen sin Uhl, is dem andern sine Nachtigal. Dat is all so, as dat Ledder is. Ein kleiner Armenierjunge bewunderte mich beim Knipsen, und siehe da, er redete mich auf Englisch an. „Hallo, my boy, du kommst mir gerade recht, wo gibt es hier ein sauberes Hotel mit mäßigen Preisen?“ Ich hatte Glück mit dem Burschen. Zwar wollte er mich erst bei Armeniern abladen, aber ich be-



deutete ihm, daß ich unbedingt bei Griechen wohnen wollte. Aus Höflichkeit verschwieg ich den wahren Grund, nämlich daß man mich gewarnt hatte vor armenischen Hotels. Die Armenier sind bekannt dafür, daß sie nach dem Grundsatz: „Was dein ist, ist mein, und was mein ist, geht dich nichts an“ handeln sollen. Der Junge war brav und lieferte mich prompt nach einer Irrfahrt durch alle möglichen Gassen in einem funkelnagelneuen griechischen Hotel ab, das verblüffend sauber und durchaus nicht allzu teuer war. Das Zimmer kostete zwei Schillinge, und dazu bekam ich noch am Abend freundlich ein kleines Rännchen Tee und am Morgen dasselbe mit etwas Süßkram dazu kostenlos geliefert.

Ein im Laufe des Nachmittags unternommener großzügiger Bummel — nicht nach deutscher Biedermannsart von Kneipe zu Kneipe — sondern ganz nüchtern durch Straßen, Gassen, Bazarviertel usw., verschaffte mir viel interessante Einblicke in das Leben der Zyprianer. Hier fiel mir ganz besonders auf, wie gering die Zahl der Mohammedaner war. Der griechische Zyprianer herrschte vor, die türkischen bilden nur etwa ein Viertel der Bevölkerung. Im Bazarviertel bekam ich einen Überblick über die Produkte der Insel. Zu den prachtvollen Früchten kam noch das Johannisbrot hinzu, dann ganz vorzügliche Oliven, an deren Genuß ich mich schon in Südamerika gewöhnt hatte, da der Spanier dort ohne sie nicht leben konnte. Auch ein sehr schmackhafter Honig wurde feilgehalten, der mir ausgezeichnet bekam. Ganz neu war für mich die Gesamfrucht, die ich bisher auf meinen Reisen noch nicht kennengelernt hatte. Am Wein war nichts auszusagen, der war hier genau so gut wie in Larnaca, trotzdem man behauptet, daß er nicht sachgemäß genug behandelt würde. Das war mir gerade recht so, da ich dann meine Phantasie wandern lassen und mir vorstellen konnte, daß so ähnlich der Wein schon den Hettitern geschmeckt haben mochte, die ja 1400 v. Chr. diese schöne Insel beherrschten. Sicherlich hatte der König von Zypern — sein Name ist mir leider entfallen — der nachweislich mit dem Könige von Agypten Amenophis III. in Verbindung gestanden hat, außer Kupfer auch schon Wein geliefert, da ja in Agypten keiner wächst.

Am nächsten Tage machte ich Herrn Zist in seinem Hotel meine Aufwartung. Da er mir gesagt hatte, daß er am Vormittag in der Passabteilung der Regierung zu tun hätte, fragte ich ihn, ob ich mich anschließen dürfe, da ich mir das Visum für Palästina verschaffen wolle. Der nette, alte Herr hatte durchaus nichts dagegen, war mir sogar behilflich, und in überraschend kurzer Zeit — nach bisher erlebten Schwierigkeiten mit den Behörden mit geradezu unheimlicher Geschwindigkeit — war ich von meiner Sorge befreit, mit einem Visum mehr beschwert und um 15 Schillinge erleichtert. Herr Zist brachte mich in seiner Kutsche noch bis zum Museum, und damit war dann diese nette, kurze Bekanntschaft — zu Ende.

Das Innere des Museums fesselte mich außerordentlich. In der einen Abteilung standen kleine Götzenstandbilder und allerlei seltsam verziertes Hausgerät. Zunächst konnte ich mir keinen Vers darauf machen: Mir wurde von alledem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum. Grad, als ich mit gerunzelter Stirne die Abteilung verlassen wollte, erblickte ich eine größere Sonderfigur, die ich irgendwann — irgendwo schon einmal abgebildet gesehen hatte — und siehe da, nun ging mir ein Seifensieder auf: Ich stand in der ältesten Abteilung. Dies hier also waren die Reste aus der Hettiterzeit, 1400 v. Chr. Von jetzt ab gebrauchte ich meine Augen und versenkte mich beim Anblick besonders schöner Stücke in eine vergangene Zeit. Hübsch chronologisch folgten auf diese Abteilung Reste der phönizischen Zeit um 1000 v. Chr. Dann kamen jonische und dorische Kulturstücke, dann ägyptische und assyrische aus der Zeit um 800 v. Chr. usw. Aber am herrlichsten war doch die größte Sonderabteilung der „Schäumegeborenen“. Das Prachtstück stand, aus herrlichem schneeeigem Marmor geformt, in einer Sondernische, die mit schwarzem Samt ausgeschlagen war, wodurch die Statue um so lebendiger wirkte. Ich hatte das Glück, ganz allein zu sein. In achtungsvoller Entfernung folgte ein Museumsdiener. Wirklich, wollte hier ein altertumskundiger Langfinger eine „Privatsammlung“ beginnen, es wäre ihm nicht allzuschwer geworden. Eine gewaltige Anzahl kleiner und kleinster Hausgötter, Aphroditenstatuen und zierliche, reichverzierte oder bemalte Urnen, Amulette u. dgl. standen in großen, unbelasten Wandschränken frei da.

Ja, diese Insel war ein Stück Welt für sich. Nicht ganz 10 000 Quadratkilometer groß, war sie durch ihre Fruchtbarkeit und den Reichtum an Kupfer — woher auch der Name stammt — ein der Eroberung werter Gegenstand. Ihre Lage im Mittelmeer brachte es mit sich, daß sich alle Kulturepochen, die die damalige Welt erschütterten, auf ihr abspiegelten. Hettiter, Phönizier, Griechen, Ägypter, Assyrer, Perser, Römer, Engländer, Venetianer und Türken, sie alle gaben sich die größte Mühe, heimisch auf diesem Eiland zu werden und hatten doch nur eine mehr oder weniger lange Gastrolle gespielt.

Südlich — westlich von Nicosia erhebt sich das gewaltige, gut ein Drittel der Insel bedeckende Gebirgsmassiv des Troodus — auch Olymp genannt. Dieses prachtvolle Gebirge, das sich, einer gewaltigen Terrassenpyramide gleich, 2000 (rund) Meter über das Meer erhebt, gehört sicher zu den landschaftlich schönsten Gebirgen der Erde. In der Hauptsache ist es aus Eruptivgesteinen wie Trachyt, Diabas, Serpentin u. a. gebildet. Aus der mittleren, im Winter schneebedeckten höchsten Kuppe verzweigen sich die zahlreichen, oft mit prachtvollem dunklem Nadelwald bedeckten tiefen Täler. Der Touristensverkehr ist hier noch fast null. Man ahnt ja nicht in Europa, wie schön die Insel ist. Es ist

ja auch weit „besser“, möglichst viel Geld in Ägypten zu lassen oder Italien zu bereichern. Den Schönheiten der griechischen Inseln gleich, ist das Klima im Winter noch milder. Dazu eine so angenehme Bevölkerung und eine ganz außergewöhnliche Sicherheit, die wohl auf die „feste Faust“ Albions zurückzuführen ist. Das möchte ich doch den Engländern nachsagen. Sie haben die von den Türken verschlammte und verlutete Insel fein säuberlich in Ordnung gebracht, denn was ich hier und da von vergangenen Zeiten hörte, war schlechterdings hanebüchen. Und dann das Unangenehme — wie überall in englischen Landen — keine Warnungstafeln: „Es ist verboten . . .!“ Ob wir das noch von den Engländern lernen? —

Also, der Troodus ist eine Pracht.

Ich konnte allerdings nur eine kleine Spritztour unternehmen. Eine englische Familie, die Bekannte auf einem Weingut in den Vorbergen des Hauptgebirgsstockes besuchen wollten, hatte noch einen Platz frei im gemieteten Ford. So hatte ich es etwas preiswerter und konnte gleich wieder zurück. Die Fahrt ging mir viel zu rasch durch die herrlichen Waldtäler. Je näher wir an das Hauptgebirge, in dessen Felsenschluchten der wilde Mufflon haust, kamen, um so mehr erinnerte mich manche Partie an die rauhesten Teile des Schwarzwaldes.

Nur wenige Stunden pausierte der Autobesitzer auf dem Weingute. Das gastfreundliche Angebot zu bleiben, mußte ich ablehnen, weil an sich keine Fahrverbindungen bestanden. Es war auch schließlich nur Formalität. Leider probierte der Chauffeur sehr reichlich von dem guten Weine der Kelterei. Auf dem Heimwege warf er das Auto fast um. Wir schleuderten ziemlich unsanft gegen einen dichten starken „Lebensbaum“, der uns somit das Leben rettete.

Andern Tages stand ich wieder auf dem Verkehrsbureau und wartete geduldig auf Mitreisende nach Kerynia, dem Nordhafen Zyperns, der jenseits der bis 1000 Meter hohen Bergkette lag. Es fanden sich auch bald genug Reisende, so daß ein Fordauto voll wurde. Ein kleines Kofferchen und die Kamera waren mein ganzes Gepäck.

Der Tag war schlecht. Dunkle Wolken wurden vom Westwinde heftig getrieben und feuchtkalte Luft machte den ersten Teil der Fahrt nicht gerade angenehm. Es ging sehr rasch durch die Ebene, und gar bald kletterte der Ford die windungsreiche, gute Straße zum Paß hinauf. Ich zählte flüchtig etwa fünfundzwanzig Schleifen der Serpentine. Im Gegensatz zu dem waldbreichen Troodus mit seinen Nadelhölzern, Schwarz- und Seestrandkiefern war diese mauerförmige Kalkstein-Bergkette nur dürrig bewachsen. Erst nachdem wir über die Paßhöhe gefahren waren und nun wieder auf einer Serpentinstraße der Küste zustrebten, veränderte sich das Landschaftsbild. Soweit das Gebirge

noch brauchbaren Boden aufwies, waren von den Bauern Johannisbrotbäume gepflanzt worden. Das waren angenehm nahrhafte Wälder! Das Wetter hatte sich inzwischen aufgeklärt, die Sonne brach durch die Wolken. Weithin glitzerte das Mittelmeer. Am Horizont lagerte eine Wolkenwand. Aber nein, das waren keine Wolken! Jetzt sah ich's ganz deutlich, das war ja Land, war eine schneebedeckte Bergkette, von der Sonne hell beleuchtet. Das war der Taurus bei Selefte und bei Adalia. Kleinasien grüßte herüber! Unten am Strande, von dunklen Waldungen, Obstbaumgruppen, Weinbergen und Gärten freundlich umgeben, lag das Ziel Kerynia. Wie freundlich leuchteten die meist weißgetünchten, saubereren Häuser!

Ein englisch sprechender Mitreisender, griechischer Zyprianer, hatte mir bereitwillig ein nettes Hotel genannt, das unmittelbar am Strande lag. Das Auto brachte mich dorthin. Es war eins der besten Häuser. Ich war daher sehr angenehm überrascht, als ich feststellte, daß der Zimmerpreis recht mäßig war. Ich bekam ein freundliches, sonniges Zimmer, von dem aus ich das Meer, die Brandung, den Hafen und das alte Kastell sehen konnte. Zum Überfluß war noch ein Balkon vorhanden. Nach einem kurzen Bummel durch die Stadt, die vom Perserkönig Cyrus gegründet worden sein soll, kehrte ich, da sich das Wetter verschlechterte, in das Hotel zurück. Dort empfing mich der freundliche Wirt mit der Nachricht, daß ein Rechtsanwalt Dr. L., der hier wohne, sehr gut deutsch spreche. Richtig! Am Spätnachmittag hatte ich das Vergnügen, Dr. Savas Loifidis kennenzulernen. Dr. L. hatte in Deutschland studiert und auch dort seinen Doktor gemacht.

Es war mir eine Wohlthat, wieder einmal in der Muttersprache mit einem Menschen über alle möglichen Dinge zu plaudern, die jenseits der Alltäglichkeiten lagen. Ich legte mit dem freundlichen Rechtsanwalt sogleich meinen Wanderungsplan fest. Am nächsten Vormittag wollte ich die Ruinen von St. Hilarion besuchen, und am Nachmittag mit ihm eine Radtour nach Bellapays unternehmen.

Das geschah denn auch.

Der Bergweg, so wildnatürlich er auch war, konnte eigentlich nicht verfehlt werden. Anders verhielt es sich mit dem Hirten, der bei der Burg hauste und den Lorchlüssel besaß. Die Burgruine besaß noch so gute Mauern und Teilgebäude, daß man so einfach nicht hineindringen konnte. Zudem wollte doch auch der Hirt etwas verdienen. Aber ich traf ihn nicht, und es kostete mich nicht wenig Mühe, nach langem Suchen endlich die Burg an einem stark eingefallenen Teil der Ringmauer mit „stürmender Hand“ zu nehmen. Und nun wanderte ich durch die umfangreiche Burg, die zum Teil noch vollständig erhaltene Räume aufwies. Da waren Räume, die ganz in den Kalksteinfelsen

hineingehauen waren, und die schönsten Bauten klebten wie Schwalbennester am Gestein.

Diese Burg spielte in der Schlacht zwischen Friedrich II. und den Beschützern des jungen Königs Heinrich I. im Jahre 1228 eine wichtige Rolle. — Die Venetianer haben später diese Burg zerstört, aber wie man sieht, war die Arbeit nicht allzu gründlich.

Lange suchte ich vergeblich nach einem Aufstieg zum höchsten Turm. Immer wieder geriet ich an steile Felsen oder glatte Mauern. „Das ist doch unmöglich“, sagte ich mir, „daß man in dieser Felsenburg auf Holztreppen den Turm erstiegen hat, das wäre ja gegen jede Festungsbaukunst damaliger Zeit.“ Ich suchte und suchte und fand schließlich kümmerliche Reste einer in den Felsen gehauenen Treppe, die aber plötzlich aufhörte. Einige Meter weiter oben erblickte ich die Fortsetzung, dazwischen war glatte Felswand. Mit einer kümmerlichen Kiefer in einer Felspalte schloß ich einen Lebensversicherungsvertrag auf Gegenseitigkeit ab. Der Pakt war gut! Der Turm gehörte mir! Auf einem Mauerstück reitend, machte ich dann eine Euginland-Aufnahme. Ich hatte nun nach getaner Arbeit meine Apfelsinen redlich verdient.

Die Kletterei hatte doch allerhand Zeit in Anspruch genommen. Die Sonne stand schon verdächtig hoch, und der gute Doktor wollte auf alle Fälle mit dem Essen so lange warten, bis ich zurück war. So nahm ich denn Abschied von der interessanten Burg, in der ich am liebsten für längere Zeit mein Zelt aufgeschlagen hätte, um die Romantik dieses Plazes zur Genüge auf mich wirken zu lassen, denn es war märchenhaft schön hier. Ich erreichte bald das verschlossene Tor. Hm! — Ein Hinüber hier war unmöglich. Also — dann mußte ich sehen, meinen alten Eingang wieder zu benutzen. Da, auf einmal raffelte was am eisernen Tor! Ein Schlüssel knarrte im rostigen Schloß! Der Hirt öffnete die Tür, hinter ihm eine englische Familie — first class — Globetrotter!

Ich bedankte mich, daß ich durch den glücklichen Zufall nicht nötig gehabt hatte, die Ringmauer hinabzuklettern.

Am Nachmittage kam dann die Radpartie nach Bellapays.

Der nette Doktor hatte ein Rad für mich geliehen. Die Maschine sah ja ganz gut aus, aber als ich draufsaß, weinte ich leise Tränen in mich hinein, denn ich mußte an mein liebes Brennaborpferdchen denken. Genug, die Räder drehten sich, und ich trat in altgewohntem Zeitmaß los, bis mir einfiel, daß ich ja nicht allein fuhr. Der arme Doktor! „Peregrinus“, keuchte er hinter mir her, „ich glaube Ihnen ja, daß Sie dreitausend Kilometer geradelt sind, aber bitte, bitte, gemüthlicher! Es hat heute wirklich keine Eile — puh ...“ Ich stellte den Knochenmotor auf halbe Fahrt.



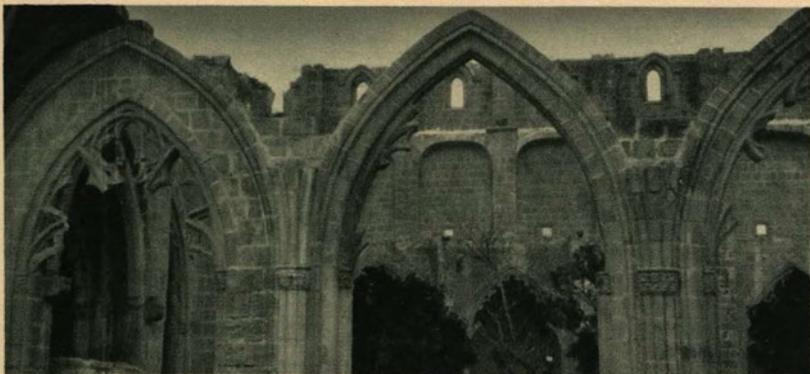
„Kavalieré“ (mit langen Hosenböden) in Larnaká



Platz bei der Post und Polizei in Larnaká



Säulenreste in Salamis (Famagusta – Cypern)



Bellapays



Stadtplatz in Nicosia



Gasse in Larnaká

Der Weg war gut, die Landschaft anheimelnd schön. Jedes Einzelgehöft war von Obstbaumpflanzungen umgeben. Die meisten Ackerstücke hatten ringsum eine Steinmauer, die aus sorgsam aufeinandergeschichteten Feldsteinen bestand. Kurz vor Bellapays hielt der Doktor in einem Dorf. Wir stellten die Räder bei einem Geschäftsmann unter, da wir wegen der starken Steigung des Weges zu der hochgelegenen alten Abtei die letzte Strecke zu Fuß gehen wollten. Da es Sonntag war, so hatte ich endlich Gelegenheit, Dörfler in ihren Trachten zu sehen.

Die Lage der „schönen Abtei“ (La Belle Abbaye-Bellapays) könnte nicht reizvoller sein. Die 800 bis 900 Meter hohe Felsenkette als Hintergrund, Zypressengruppen, Apfelsinen — und Johannisbrotwäldchen an den Hängen der umgebenden Hügel, Weinberge und das freundliche Dorf gleichen Namens — und dann im Norden die weite See, das alles zusammen gab ein so anmutiges Bild und wirkte auf die Seele des Beschauers so eindrucksvoll, daß ich in einer weihesvollen Stimmung die Ruinen der Klosterkirche betrat. Wenn behauptet wird, daß diese Ruinen das schönste gotische Bauwerk in der Levante seien, so kann ich dies zwar nicht nachprüfen, aber ich muß gestehen, daß die Gesamtanlage, wie auch die noch erhaltenen ganz stilreinen, heute kirchlichen Zwecken dienenden Innenräume, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht haben. Jedenfalls war der Erbauer, König Hugh IV. von Zypern (1324—1359), außerordentlich gut beraten gewesen.

Die Heimfahrt ohne Radbeleuchtung gestaltete sich für meinen Begleiter zu einer Tortur. Jeden Augenblick wollte er „lieber zu Fuß gehen!“ Ich überzeugte ihn aber davon, daß man eine Radbeleuchtung nicht brauche, da sich die Räder auch im Dunklen drehen und bei langsamer Fahrt in Straßenmitte ein möglicher Sturz nur als unterhaltsame Fahrtunterbrechung angesehen werden könnte. Der Doktor war so freundlich, mir dies bedingungslos zu glauben. Es ist doch gut, wenn man die „Erfahrung“ einer Dreitausend-Kilometer-Fahrt auf seiner Seite hat. —

Am nächsten Morgen hatte das Auto mich in rascher Fahrt zurück nach Nicosia, der Hauptstadt Zyperns, gebracht, wo ich wie ein alter Bekannter von verschiedenen Seiten freundlichst begrüßt wurde. Da mir wegen der knappen Zeit andere vorgesehene Ausflüge nicht mehr möglich waren, fuhr ich am nächsten Tage gleich mit dem Postauto nach Larnaca zurück. Don Miguel Papanicolaos, mein Bekannter, bewillkommte mich mit Zypernwein, und der einzige Deutsche hier, Angestellter einer Zigarettenfabrik, erbot sich, mir noch eine Sehenswürdigkeit zu zeigen. Es war dies ein Kaffeehaus, wo griechische, armenische und türkische Sängerinnen tanzend auftraten — oder umgekehrt. Schön, so etwas mußte ich gesehen haben! Der Inhaber des Kaffees war ein

Griechen. Da mein Landsmann als einziger Reichsdeutscher eine stadtbekanntere Persönlichkeit war und mein Aufenthalt hier sich auch schon herumgesprochen hatte, so war der Empfang von seiten des Wirtes überaus herzlich. Das Lokal war mit Griechen, Türken und etlichen Armeniern überfüllt. Die Türken stellten aber den größeren Gästeteil. Unmittelbar vor der Bühne, wo sich die mehr oder weniger geschmackvoll bemalten Sänginnen — sechs an der Zahl — und eine Kapelle, bestehend aus einem Geiger, einem Gitarrezupfer und einem Tambourintrommler, befanden, machte uns der Wirt als besonderen Ehrengästen Platz. Wir befanden uns also sozusagen zu Füßen der Schönen. Im großen ganzen waren deren Kostüme durchaus anständig — etwa wie die Ballkleidung einer guten Gesellschaft in Deutschland. Die Musik, hm, „türkisch“. Mittlerweile hatte sich aber mein musikalisches Verständnis gebessert — ich konnte jetzt schon, ohne Schaden an meiner Gesundheit zu nehmen, eine geschlagene Stunde zuhören. Aber deswegen war ich nicht hierher gekommen, sondern um die Tänze zu bewundern. Eine Türkin, Augen und Haar schwarz wie die Nacht, Bemalung passend, tadelloses, knappes Seidenkostüm und Figur — hm, echt orientalisches Üppig. Die Augen der Türken glänzten. Zunächst erfreute sie alle Herzen durch einen hinschmelzenden Gesang, wobei sie — hin und her schreitend — mit Gesten die schönsten Stellen unterstrich. Ich bekam eine Gänsehaut vor Begeisterung. Dann begann das Tanzen. „O Allah — tanzen so die Seligen im Paradiese?!“ Das anfangs rhythmische Hinundherschreiten veränderte sich zu einer Art Hupfer und ging dann — unter lärmend-lebhafter Musikbegleitung in eine schüttelnde Bewegung des ganzen Körpers über. Die Tänzerin breitete die Arme aus, als ob sie alle Anwesenden liebevoll an die Brust drücken wollte. Zuerst begann dann der ganze Körper zu zittern. Darauf wurde, von oben nach unten sich fortsetzend, jeder Körperteil mit Begeisterung durchgeschüttelt. Ich schwitzte dabei vor Angst, denn ich fürchtete jeden Augenblick, daß etliche Körperteile fortgeschüttelt werden könnten. Schließlich wurde aus dem Schüttelertanz ein „bekleideter“ Bauchtanz. Das war einfach fabelhaft! Ich beneidete die „Dame“, um ihre „organischen“ Fähigkeiten. Wenn ich das meinen edlen Teilen zumuten wollte! Einfach unmöglich! Unglücklicherweise habe ich eine sehr lebhaftere Vorstellungskraft, die auch jetzt ganz verblüffend auf den Körper zurückwirkte. Der Erfolg war der, daß ich mich verzweifelt nach dem Kellner umschaute: „Waiter, a cup of coffee please!“ („Eine Tasse Kaffee, bitte!“) Mein Unternehmen war zwecklos — ich sah nur in gebannte Männeraugen. Da hörte zum Glück der Tanz auf. Mein Landsmann übernahm die Bestellung. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn und beglückwünschte im stillen die Dame zu dem soliden Seidenstoff. Als sie mit dem Sammlerteller an mir vorbeikam, ließ ich anerkennenderweise einen ganzen

Piaſter darauffallen. Sie dankte mit einem nachſchwarzen, dankfunkelnden Blick.

„Aber warum ſagen Sie mir nicht, daß Sie keine kleinen Piaſter (halbe Piaſter) mehr haben? Das iſt doch die Lage!“ redete mich mein Landsmann vorwurfsvoll an.

„Ja, ſehen Sie, meine Begeiſterung für dieſe Leiſtung war ſo groß, daß ich den Piaſter für 'n kleinen angeſehen habe!“

An einer anderen Seite der Bühne ſaß zu Füßen der tanzenden Sängerrinnen ein Araber, der eine Eingeborenentrommel mit ſeinen Fingern bei Tanz und Geſang mit wahren Fanatismus bearbeitete. Ich ſah mir das Ding an. Es beſtand aus einer etwa 30 Zentimeter langen und 15 Zentimeter ſtarken tönernen Röhre mit allerlei Verzierungen und arabiſchen Inſchriften. Die eine Öffnung war mit einem Trommelleder beſpannt. Wie geſagt — dienten die Finger als Trommelſtöcke. Der Ton des Instrumentes war auffallend ſtark und voll, und der Bursche war ein Meiſter in der Trommelkunſt. Ich ſah mich veranlaßt, nach der Beſichtigung ihm einige Zigaretten in die braune Hand zu drücken. Er bedankte ſich aufs höflichſte und trommelte beim nächſten Singsang-tanz mit ſolch frenetiſchem Eifer, daß ihm der Schweiß von der Stirn lief. Dazu begleitete er ſingend die Sängerin unaufgefordert ſo laut und um ſo viel beſſer, daß zu meiner Freude die kreiſchende Damenſtimme übertönt wurde. Die nächſte Tänzerin, eine zierlich-ſchlanke, wenig geſchminkte, ſogar hübsche Griechin, führte eine griechiſche Tanzart vor, die durchaus angenehm war und viel Rhythmus beſaß. Zum Schluß, wohl mit Rückſicht auf die türkiſchen Gäſte, „ſchütteltanzte“ ſie ebenfalls. Da die Schöne aber von gemäßigter Form war, bewegte ſich auch der Schüttler in mäßiger Form. Hier opferte ich zum Entſetzen meines Landsmannes ebenfalls einen ganzen Piaſter, denn ich ſparte ja den Kaffee. Eine Stunde lang hielt ich im Intereſſe der Wiſſenſchaft brav aus, dann bekam ich ſelbſt einen kleinen Schüttler und verließ das Café. Aber — wiſſen Sie, ſchön war's doch! —

Wie erwähnt, hatte ich die Abſicht nach Paläſtina, nach Jaffa zu fahren. Doch — erſtens kommt es anders — und zweitens — als man denkt.

Am Montag, nachmittags um 4 Uhr, wurde der Dampfer der „Messagerie-Maritimes“ (franzöſiſche Schiffsfahrtslinie) erwartet. Pünktlich war ich mit meinem Päckchen und der Decken- und Zeltplanrolle im Zollgebäude. Ein Dampfer lag draußen auf der ruhigen, ſonnig-glänzenden See. Aber leider war es ein Schiff des Lloyd Triestino und nicht die „Chilie“. Die blieb einfach weg. Die Sonne ſank feuerrot ins Meer. Streifenwolken leuchteten blutig auf, und eine leichte Briſe ließ faſt winterliche Kälte verſpüren. Es wurde Nacht. Um halb ſieben Uhr war noch kein Dampfer zu ſehen, dafür kam ein

Telegramm an die Agentur mit der Nachricht, daß die „Chilie“ Ankermaschinen-  
havarie erlitten habe und erst am nächsten Morgen eintreffen könne.

Dienstag nachmittag zwei Uhr stürmte und regnete es wie nicht gescheit.  
Von Minute zu Minute verstärkte sich das Unwetter. Aus dem Regen wurde  
ein windzerfetzter Wasserstaub. In weiser Vorsicht hatte ich vier Hemden an-  
gezogen. Lachen Sie nicht! Neghemd, baumwollenes Unterhemd, Barchent-  
hemd und Leinenhemd. Mein schilfkleinener Anzug war nicht besonders dick,  
und meinen Regenmantel trägt sicher ein „findiger“ Kemalist in Angora. Ich  
habe mir zur Strafe noch keinen neuen angeschafft!

Am Landungssteg, der durch eine massive Kopfmole geschützt war, tanzten  
die Boote auf und nieder. War seiner Zeit in Mersina schon das Einbooten  
ein besonderer Spaß gewesen — hier sah's einfach ernst aus. Ich hatte die Ehre,  
der einzige Passagier aus Zypern zu sein. Der Überfahrtspreis zum Dampfer  
kostet gewöhnlich zwei Schillinge. Angesichts des Unwetters forderten die Leer-  
jacks kaltlächelnd ein halbes Pfund = 10 Schilling. Zum Glück verstanden die  
Griechen etwas Englisch. Ich verhandelte nun mit ihnen, erkannte eine doppelte  
Preisforderung an, aber keinen Cent oder Piaster mehr. Nach viel Geschrei  
einigten wir uns auf fünf Schillinge — gerade zur rechten Zeit, denn dem  
letzten vom Dampfer herkommenden Schifferboot flog soeben das Segel in  
Fetzen fort. Großes Beileidsgeschrei aus verschiedenen Seemannskehlen. Wäh-  
rend ich den „Kapitän“ meines Bootes durch mehrere kleine zypriische, englische  
und ägyptische Münzen mit Erfolg so verwirrte, daß ich einen Wechselprofit  
von fast einem Schilling machte — Sie sehen, ich habe vom Orient gelernt! —  
mühten sich die anderen Seebären ab, das Großsegel mit einem kleineren Sturm-  
segel zu vertauschen. Ich prophezeite ein Unglück! Richtig! Wir waren noch  
nicht 100 Meter von der Mole entfernt gegen den Wind aufgekreuzt, da —  
rrums! — löste sich das Segel in Stücke auf und wurde vom Sturmwind  
davongefegt. Die kleine Schwankung aus dem Kurs verschaffte uns eine nette  
Dusche. Das Boot hätte ebensogut vollschlagen können, wenn — Peregrinus  
nicht an Bord gewesen wäre — denn: Unkraut vergeht nicht! Nun griff alles  
zu den Riemen, und wir fuhren an den Landungssteg zurück — erstens, um das  
Boot von Mast und überflüssigen Geräten zu entlasten; zweitens, um vier  
verspätete Passagiere, die an Land gegangen waren, mitzunehmen. Von neuem  
ging das Feilschen um den Preis los. Die vier „erstklassigen“ Herrschaften —  
ein englischer Lord mit seiner Begleiterin (beide machten eine Weltreise erster  
Klasse, also ein „Baedeker-Pseudo-Peregrinuspaar“), ein junger deutscher Groß-  
kaufmann und ein piasterstarker Araber — waren aber anscheinend nicht bereit,  
etwas mehr als üblich zu opfern. Der Lord — ich wußte nicht, daß er einer war,  
er benahm sich nicht danach! — schrie mich an, ich hätte den Preis verdorben.

„Wenn Sie keine fünf Schillinge zahlen können oder wollen, suchen Sie sich ein anderes Boot!“ erwiderte ich.

„Well, ich werde mich bei der Polizei über diese Preistreiberei beschweren, und Sie werden mitkommen!“

„O no, ich denke nicht daran! Ich habe das Boot gemietet, ich komme nur, wenn die Leute sich weigern, mich allein überzubooten!“

Die Lage war kritisch, die Seeleute wiesen auf die stürmische See und hatten Lust zu streifen. Der Lord und die übrigen Herrschaften kletterten aus dem Boote. Als man auch mein Gepäck herausbringen wollte, wandte ich mich energisch an den „Kapitän“ und fragte kurz, ob er mich allein überbooten wolle oder nicht. Gleichzeitig rückte ich mit der geöffneten Zigarettenschachtel auf ihn los. Der Käpp'n war ein Gentleman, er griff in die Zigarettenschachtel und kommandierte: „Abfahren!“

Ich verschenkte sämtliche Zigaretten und setzte mich neben den ollen Seebären ans Steuer. Sechs Mann ruderten. Es war eine tolle Fahrt. Wie eine Schnecke kamen wir vorwärts. Langsam wurde ich naß wie ein Regenwurm. Du lieber Himmel, war das ein Seegang! Das war kein Schaukeln mehr! Der Begriff „Nußschale“ wurde mir jetzt erst recht klar.

Eine Stunde dauerte der Spaß. Dann kamen wir längsents und — konnten nicht ans Fallreep. Ja, wir kamen derart in Gefahr — besonders ich, da ich sprungbereit am Bug stand, daß ein zuschauender Passagier bereits einen Rettungsring wurfbereit in die Hand nahm. Nach zwei schweren Seen, die das Boot dem Kentern nahebrachten und mich fast bis auf die Haut durchnäßten, fuhren wir auf die Backbordseite, wo es etwas ruhiger war. Da kam ich denn auch glücklich ans Fallreep und half die nassen Postfäcke übernehmen.

„Was, Sie sind Passagier? Wir hielten Sie für den Postmann!“

„Danke für die Ehre!“

„Gestatten — Doktor K. . .“ Zwei Herren stellten sich mir vor. Zufällig wurden es meine Kabinengenossen. Der Doktor K. interessierte sich lebhaft für meine Reise, und der andere Herr interessierte mich — der besaß nämlich elf Finger. Tatsache!

Die Kabine der dritten Klasse hatte vier Betten und war zu meiner Überraschung geräumig und praktisch eingerichtet. Der Obersteward, natürlich Franzose, war sehr freundlich. Er sprach Französisch, aber verstand etwas Englisch — und ich sprach Englisch und verstand etwas Französisch von der Schule her. Und so trat der spaßige Zustand ein, daß wir uns in zwei verschiedenen Sprachen anredeten und verstanden.

Das war ja alles soweit ganz angenehm, änderte aber leider nichts an der Tatsache, daß ich kein Zeug zum Wechseln besaß — oder vielmehr — es war von der 3000-Kilometer-Fahrt her nicht mal mehr drittklassig. So wanderte ich kurz entschlossen in den heißen Maschinenraum und heuchelte „technisches Verständnis“. Aber die Herren Maschinisten wußten meinen Besuch nicht zu schätzen. Gerade als ich anfang, mollig trocken zu werden, erkundigte man sich, ob ich Aufenthaltserlaubnis vom ersten Ingenieur hätte. Die hätte ich nun leider nicht, entgegnete ich. „Bitte, verlassen Sie dann den Raum!“

Ich empfahl mich französisch. Der Zweck war aber erreicht. Ich war leidlich trocken. Es war zudem jetzt dunkel und — Essenszeit.

Mittlerweile war das Wetter derart geworden, daß der Dampfer an der Kette zu schaukeln anfang. Ein Vorschlag, mit einem Schiffsboot die vier Passagiere zu holen, wurde als lebensgefährlich vom Kapitän abgelehnt. Die Herrschaften blieben an Land, und ich hatte die Genugtuung, mich durchgesetzt zu haben. Diese Freude verstärkte meinen Appetit wesentlich. Die viergängige, reichliche und sehr gute Mahlzeit nebst leichtem französischen Wein, pro Mann unentgeltlich eine halbe Flasche, ließ mich den immerhin hohen Fahrpreis von zweieinhalb englischen Pfund bis Jaffa nicht gereuen.

Nach einer schaukelreichen Nacht lief der Dampfer Beirut an. Ein Versuch, dort an Land zu gehen, scheiterte an der „Deutschensfreundlichkeit“ der Behörde. Doktor K. stieg dort aus, und der interessante Herr mit den elf Fingern bekam als Palästinenser die erbetene Erlaubnis, machte aber keinen Gebrauch davon. Ich hatte aber nichts verloren, denn es regnete immer mehr und wurde ganz erbärmlich kalt. In der Nacht ging die Reise wieder los — na — und wie! Am nächsten Morgen bzw. Vermittage sollten wir in Jaffa sein, aber es wurde nichts daraus!

Mit stark hämmernden Schläfen und bleischwerem Hinterkopf wachte ich auf. Bald gesellte sich dazu ein heftiges Bohren in der Magengegend. Das war aber alles Spaß gegen die heftigen Schmerzen in den Lenden und im Kreuz. Wenn mein Barometer stimmte — und es stimmte immer! — mußten wir ein ganz hanebüchernes Wetterchen bekommen. So'n lüthen Orkan. Das Bullauge hatte ich in der Nacht wegen starken Platzregens geschlossen. Ich öffnete es nun, um frische Luft zu schöpfen und nach dem Wetter zu sehen, das, nach der schwankenden Kabine zu urteilen, leidlich stürmisch sein mußte. Grad' wollte ich den Kopf hinausstecken — schwabb! — bekam ich eine Ladung Wasser ins Gesicht. Ich hatte meine Kopfsche weg!

Eine halbe Stunde später war ich an Deck in einem Zustand bisher ungekannter Übelkeit. Das graugrüne Seegespensst ging schon lange um — die „Leichen“ häuften sich.

Ein rascher Seitensprung rettete mich an Deck vor einem Morgenbad. Die See war derart, daß jeden Augenblick die Brecher über Bord gingen. Aber die frische Luft tat wohl. Ich promenierte, so gut es ging, auf dem Bootsdeck, das ja eigentlich nur für erstklassige Passagiere bestimmt war. Aber es störte mich für lange Zeit niemand. Die stürmische See und der kämpfende Dampfer erfüllten meine ganzen Gedanken. Ich fror zwar ein wenig, aber sonst war mir sehr wohl. Da erschien — o Schicksal — ein Schiffs-offizier. Verwundert musterte er mich, schwanke näher und eröffnete mir in auffallend kurzem Tone, daß ich das Deck der ersten Klasse zu verlassen hätte. Das war mein Verhängnis. In die dumpfe, abgeschlossene Kabine zurückgekehrt, empfing mich freundlich das Seegepenst und forderte grinsend die Dpfergabe. Genug — ich war empört — aber es half nichts. Für die nächste Zeit wirkte die Speisefarte auf mich wie das rote Tuch auf den Stier. Mein Kabinengefährte, der Herr, der das geniale Zehnfinger-Rechensystem Aldam Rieses durchbrochen hatte und daher auch das Zeug zum rechentüchtigen Ingenieur haben mußte, leistete mir nach Kräften Gesellschaft. Immerhin schienen wir noch die am leichtesten Erkrankten zu sein, denn wir wickelten über diesen Zustand und unterhielten uns von Zeit zu Zeit mit dem netten Obersteward, der zu den wenigen ganz Seefesten der Mannschaft gehörte. So erfuhren wir denn auch, daß der Dampfer nicht wage, Jaffa anzulaufen. Ferner daß er im Laufe des immer stürmischer gewordenen Tages einem in Seenot befindlichen griechischen Dampfer die Hilfe aus Gründen der Selbsterhaltung abschlagen mußte.

Zwei Tage und zwei Nächte kämpfte der Dampfer noch bras gegen Wind und Wetter und erreichte dann endlich am Vormittage des vierten Tages seit Beirut den großen, geschützten Hafen von — Alexandrien. So kam ich anstatt nach Palästina nach Agypten — Afrika.

Das lag nun gerade nicht in meinem Plan — jedoch, dafür war ich ja Peregrinus.

## Leiden und Freuden in Alexandrien

Afrika zeigte sich mir nach meiner Landung von der unfreundlichsten Seite. Abwechselnd goß es in Strömen und regnete es in Bindfadenstärke. Alexandrien war in diesen Regennebel gehüllt, und die braunen und schwarzen Gestalten in rotem Fez, Turban oder nur Kopfstuch kamen in ihren Röcken und weiten Hosen regennaß an Deck.

Eine Überraschung erlebte ich, als ich — ohne wirkliche Kaufabsicht — mir die angebotenen Andenken bei einem aufdringlichen arabischen Händler an-

sah. In dem Augenblicke, als ich mich abwandte, wurde der Kerl geradezu unangenehm. Er brüllte mich wie ein Tier an, weil ich nichts kaufte, und verfluchte mich mindestens zwanzig Generationen aufwärts und bis hinab zu meinen seligen Ahnen. Noch schlimmer waren die Schuhpußer. Kaum hatte ich mich hingesezt, da ergriff man einfach meine schon gepuzten Stiefel mit samt daranhängenden Beinen und stellte sie auf den Fußkasten. Proteste nüzten nichts — höchstens Fußtritte. Und auf einmal begriff ich, daß diese Angewohnheit der Engländer, Fußtritte auszuteilen, ihre Berechtigung hatte. Das arabische Volk war schlimmer als die Fliegen — denn man konnte es ja nicht verschrecken, allenfalls schlagen. Mein Kabinengefährte vom Dampfer gab mir allerlei wichtige Aufschlüsse, trotzdem fiel ich eine halbe Stunde später doch unter die Räuber. Und das kam so:

Mein Gefährte wurde von mir wegen Paßangelegenheiten getrennt. Er war zwar Palästineser, jedoch in Rußland geboren. Rußen ließ man aber nicht ans Land. So hatte er viel Scherereien. Wir verabredeten, uns im Hotel de France zu treffen. „Es wird nicht alle Welt kosten“, dachte ich, nahm 'ne Kutsche, fuhr mit dem Gepäck zum Zollgebäude und von dort aus nach dem Hotel. Doch ich kam nicht so weit. Der Manager des Hotels war ein Schwindler erster Güte! Er ließ unterwegs halten und verlangte für die Kutsche Gebühren und Bakschisch — der Satan hole den Bakschisch! — rund nur 40 Piafter = 8 Schillinge (8.— Mark). „Oha! Du bist gar nicht bange, mein Bürschchen!“ Es gab ein mächtiges Hallo. Merkwürdigerweise sammelten sich in der sonst verkehrstleeren Seitenstraße auf einmal ein halbes Duzend wild brüllende arabische Träger an, die den Manager in seinen Forderungen kräftig unterstützten. „Ah, ihr Banditen“, dacht' ich, „das ist ein abgekartetes Spiel. Ich spiele aber nicht mit.“ Dazu verstand der Manager auf einmal kein Englisch mehr und hielt mir einen ohne Zweifel falschen Tarif vor, auf Grund dessen er 35 Piafter zu verlangen hätte.

„Kutscher“, rief ich, „ich zahle Ihnen zehn Piafter (= 2 Schillinge), wenn Sie mich jezt zum Hotel fahren. Wollen Sie — oder nicht?“

Der Kutscher wollte. Ich drängte den Manager vom Trittbrett, riß einem von der anderen Seite hereindrängenden Träger mein Gepäckstück aus der Hand und drückte dem Manager mehrere größere und kleinere Münzen in die Hand. Zum Glück fuhr auch der Kutscher gerade los. Der Manager zählte seine Münzen, und ich trieb den Kutscher zur Eile an. Hätte ich damals schon gewußt, daß man als Europäer ungeniert von der Faust gegen das Gefindel Gebrauch machen konnte, dann hätte ich einen kleinen Boxkampf inszeniert. So aber war ich durch den Aufenthalt in Kleinasien unter der Polizeifuchtel etwas schüchtern geworden. Ein Glück war es, daß ich mich mit kleinen Münzen ver-

sehen hatte. So hatte ich den Manager, der ein ausgemachter Schwindler gewesen war, doch geblufft. Immerhin hat mich der Spaß doch an 4 bis 5 Schillinge gekostet, und ich hatte nicht ungerupft den Boden Afrikas betreten. Neulinge zahlen nun mal leider ausnahmslos erhöhte Eintrittsgelder.

Im Hotel angekommen, bekam ich fast einen kleinen Schlaganfall. Der Zimmerpreis — das Zimmer lag im dritten Stock — hinten raus — 20 Piaster (4 Schillinge) nur für die Nacht ohne Frühstück, Bedienung, Zimmermädchen usw. Ich stöhnte — in Folge des Schlaganfalls. Der Wirt sah mich mitleidig — grinsend — frechfreundlich an. Und das sollte hier noch nach meines Bekannten Aussage eines der billigsten Hotels sein! O nein! Fassung, Haltung, Peregrine! Ich folgte mit zitternden Knien dem voraussteigenden, rocktragenden, braunen Araber, der hier, wie überhaupt in den meisten Hotels, der bakschisch-heischende Diensthote war. Das Zimmer war gut, nichts daran auszusetzen. Jedoch vier Schilling für einen hübschen Traum?! Oha! Meine Kriegskasse war leer. Uff! „Was tun?“ sprach Zeus. Wer hilft dem schiffbrüchigen Peregrinus? Ich stürmte auf das Konsulat — attackierte den Direktor der „Messagerie-Maritimes“ und verlangte Rück- bzw. Weiterbeförderung nach Jaffa. Mein Gefährte vom Schiff, Herr R., half mir mit seinen hervorragenden Sprachkenntnissen aufs beste dabei und beseitigte zunächst die Lähmung des „nervus rerum“ mit einem Pfund. Die Schiffsgesellschaft war bereit, uns nach Beirut zurückzubefördern — nach Jaffa gab es keine Verbindung — aber ich bekam für Syrien trotz aller Bemühungen als Deutscher kein Visum. Also würde man mit der Bahn fahren müssen! Nach zwei Tagen fuhr Herr R. ab. Leider hatte er nicht genügend Mittel, um mich gleich mitzunehmen. So mußte ich mir durch eine Bank von meiner bereitliegenden Reisekasse in Jerusalem etwas heranwinken lassen. Das heißt, eigentlich wollte ich auf Grund meiner Ausweise den Krösus der betreffenden Bank anzapfen, um sogleich weiterzufahren. Jedoch da erlebte ich einen Reinfall. Ich bat um fünf Pfund (100 Mark).

„Es tut mir leid. Ich werde Ihr Geld von Jerusalem anweisen lassen, jedoch kann ich Ihnen fünf Pfund nicht vorschießen. Bis Ihr Geld hier ist, will ich Ihnen nur eine ‚Unterstützung‘ von zwei Pfund anbieten!“

Unterstützung?! Für wen hielt mich dieser Mammons knecht?! Ich war empört. War ich ein Tappelbruder oder Bettler?!

Oha! Er hielt mich für einen jener famosen „Weltreisenden“, die unter diesem Titel ihr „Bummel- und Bettlertum“ verstecken. Es half nichts, daß ich unter Hinweis auf meine Papiere dem Herrn „Direktor“ bewies, daß ich kein „Unterstützungsbeschlissener“ sei; ich mußte letzten Endes mich mit den angebotenen zwei Pfund begnügen. Ob und wie ich nach Bezahlung meiner Hotel-

schuld von dem Rest der zwei Pfund mich mehrere Tage über Wasser halten konnte, dazu zuckte der Herr „Direktor“ mit den Achseln. Meine an und für sich geringe Achtung vor Geldmenschchen versank durch dieses Erlebnis ins Bodenlose. —

Draußen lachte leider nicht die afrikanische Sonne — sondern — es regnete bindfadendick. Kunststück — zur winterlichen Regenzeit! Ich schilderte meine Lage dem Konsulat und erstand eine Karte für das Rudolf-Asyl, wo ich zu wohnen gedachte, bis mein Geld aus Jerusalem ankam.

Im Rudolfshaus — es war mir dem Namen nach bekannt durch den Verfasser des Buches: „Ohne Geld um die Welt“, empfing mich eine freundliche Schwester. Sie sprach leider außer armenisch und arabisch nur französisch, und darin hatte ich bereits in der Schule 3—4! Sie wies mir das Bett Nr. 7 an. Der Saal enthielt zehn durchaus saubere Betten, wovon sieben besetzt waren. Da das Asyl international war, waren es naturgemäß auch die Insassen. Ein Araber (Ägypter), zwei Italiener, ein Armenier, zwei armenische Jungen und Peregrinus als Vertreter des deutschen Reiches waren beisammen. Des Morgens gab es gesüßten Tee und ein Stück Brot, mittags und abends sechs Uhr einen Teller kräftige Suppe und Brot. Um neun Uhr abends wurde das „Hotel“ dichtgemacht. Man mußte also solide bleiben. Alles zusammen kostete täglich sechs Piaster (1.20 Mark). Ich hatte wohl noch ein Duzend Schillinge oder auch mehr, immerhin aber war meine Handlungsweise für den Augenblick die einzig richtige. Die veränderte Lage war eine Parallele zu einem südamerikanischen Erlebnis — und die Ähnlichkeit so überraschend groß, daß sie mich wie unter einem hypnotischen Banne ganz gefangen nahm. —

Es regnete und war fingerkalt — wie manchmal auch im Winter in Buenos Aires. Die Kälte machte Appetit, und die an und für sich gute Asylsuppe hatte den Magen erst ermuntert. Also ging ich in den Basar; denn da herum gab's immer billige Speisestuben. In den engen Basargassen sprühte der Regen von den sonst schattenspendenden Sonnenplanen. Höflicher als die Türken waren die Araber doch; denn man bog auch im dichtesten Gewühl dem Europäer aus. Beim Anblick der vielen nacktbeinig herumlaufenden Araber bekam ich als Nordländer fast das Zähneklappern, denn obendrein bestand der Boden des Basars aus Steinplatten. Mit gleichfalls nackten Füßen gingen die in ihr schwarzes Gewandtuch eingehüllten Frauen und Mädchen aus dem Volke an mir vorbei. Saktmäßig klirrten die messingenen oder aus einem andern Metall bestehenden Ringe an den Fesseln der Füße. Geduldig standen hier und da die armen Weiblein auf den naßkalten Steinplatten und warteten und feilschten vor den Verkaufständen. Sie froren auch — das sah ich — und ich froz mit ihnen in meinem dünnen Schilfleinenanzug, und nasse Füße hatte ich

auch bereits. Unentwegt regnete es weiter. Nach vielem Zögern trat ich in eine Speisewirtschaft. In einem gewaltigen Kessel wurde eine dampfende Fleck- (Kindsmagen-)Suppe zubereitet. Das sah so schön wärmend aus, da wurde ich schwach und trat ein. Ein tiefer Teller, bis an den Daumenrand gefüllt, und ein großes Stück Weizenbrot dazu, standen schnell vor mir, und ich aß mit einem Appetit und einem köstlich glückhaften Gefühl, das eben nur ein Peregrinus kennt, der keinem Menschen das Seine neidet und sich in die Lage eines Armen so gut wie in die eines Reichen versetzen kann. —

War ich erst ergrimmt gewesen über das eigenartige Verhalten des Bankgewaltigen, dem ja infolge seiner Stellung jede Fühlung mit der Not verloren gehen mußte, so war ich jetzt ganz froh darüber, denn ich sah hinter die Kulissen, sah wieder mit wachen Augen, durch die Gassen wandernd, die mir begegnenden Menschen an. Und es freute mich, feststellen zu können, daß sie bei aller Armlichkeit sauberer waren und trotz ihrer anscheinend lebensnotwendig gewordenen Aufdringlichkeit eine freundlichere Art zu haben schienen als die Türken. Sie gaben sich so, wie sie beschaffen waren. Bosheit und Unverschämtheit schienen nicht aus ihrer Seele zu kommen, denn das Auge war klar und nicht tückisch. Ihre Frechheit dem Ausländer gegenüber schien Lebensnotwendigkeit — ein Geschäftstrick — zu sein. Einer energischen Stimme und einer geballten Faust gegenüber verschwand bei den meisten der Geschäftstrick, und es erschien ein täppisch lachendes Kind. „Brüll das Kind an, hebe die Hand zum Schläge, und es läuft davon.“ Einmal — an einem andern nassen Tage und in der Basargegend — hing sich ein Stiefelpußerjunge an mich. Er war nicht fortzubringen. „Lümmel, verd ... Ich schlage dir deinen Pughaden in Stücke! Hebe dich weg von mir, Scheitan!“ Die schlagbereite Faust machte ihn in drei langen Säßen flüchten, daß beinahe sein langer Rock riß. Aber wie beim Kinde, dem man droht, darf man über noch so Drolliges nicht lachen, sonst verpufft die Wirkung. Es nutzte auch nur eine kleine Weile. In respektvoller Entfernung folgte mir der braune Bursche. Ich blieb stehen, drehte mich um — mit ausgestreckter Hand blieb er eine halbe Straßenbreite vor mir stehen. Naß rieselte es vom Himmel. Der nackte, obere Brustteil des Jungen zitterte vor Kälte, an den schmutzbespritzten, nackten Füßen krampften die Zehen hin und her, stumm blickten die braunen Augen wie die eines bettelnden Hundes. Peregrinus ist ein großer Tierfreund — und das da war ein Mensch! Er bekam einen Pflaster.

Das erste, was mir an den Araberinnen auffiel, waren die wundervoll großen, dunklen Augen. Ein wenig allerdings störte die originelle Stirnröhre, durch die das Schleierhalteband lief. Der Blick — immer etwas Erstauntes, Verwundertes darin — wie bei einem Kinde. Sie huschten wie die scheuen Tiere

durch die Gassen, und ihr Leben schien noch nicht viel von der Abgeschlossenheit früherer Zeit eingebüßt zu haben. Modernisierte Araberinnen fand ich wenig. Von den viel geschilderten, dicken orientalischen Frauen sah ich verblüffend wenig. Die steckten wohl im Harem oder — lebten sie nur in der Phantasie? Die Frauen aus dem Volke jedenfalls waren schlank und von zartem Gliederbau. Ihre Bewegungen hatten etwas natürlich Grazioses, was ihnen keine Welt-dame nachmacht, und wie ich es ähnlich bei Indianerinnen gesehen habe. Die männlichen Araber waren für mich eine Überraschung. Alles durch die Bank stattliche, schlank-kräftige, große Figuren. Wo blieb ich da mit meiner Länge? Das lief da massenweise mit 1.80 Meter oder 1.90 Meter herum. Und die Rockkleidung stand den Arabern ganz vorzüglich. Ja, so hatte ich mir bereits die Türkei vorgestellt — und fand dort Talmi-Europäer mit arrogantem Benehmen und eine Lumpenarmut tatarischen Gesichtsschnittes. Na, vielleicht wird das mal anders. Hoffen wir es, lieber Leser!

Die Tage gingen dahin. Meistens regnete es — nur ab und zu gab's Sonne. Ich war ganz trübe gestimmt. Tag für Tag rannte ich zur Bank. Nichts! Ich zerbrach mir den Kopf, woran das liegen konnte. Eine verhängnis-volle Bummel bei der Jerusalemer Bank?! Die letzten Piaster klinkerten in der Tasche! — An einem anfangs etwas sonnigen Tage fuhr ich mit der Tramway nach einem Park hinaus. Die tropischen Bäume weckten manche Erinnerung. Die Schiffe am Nilkanal fesselten mich. Dieselbe alte Form wie vor Jahrtausenden. Genau so, mit langen Stangen stoßend, treibend und ab und zu mit dem dreieckigen Spitzsegel segelnd, fuhren die braunen, halbnackten Schiffer schon unter den Pharaonen. Da entdeckte ich auch auf einem bewaldeten Landstück das vom Göpelwerk betriebene Wasserschöpftrad.

Treu hielt man auch an alten Sitten fest. Driginell — symbolreich — war ein Hochzeitszug, bei welchem die Braut in einer Art Käfig — oder Einzelharem — aus Teppichen hergestellt, in das neue Heim getragen wurde. Aber das widerliche Wetter versauerte mir den Ausflug und noch mehr ein kleiner zoologischer Garten dort, wo die Tiere in grauenhaft engen Käfigen untergebracht waren. Während des ganzen Ausfluges ernährte ich mich mit einer Stange Zuckerrohr für einen halben Piaster, die ich im Dorfe erstand. —

Eine Woche war vergangen seit Abgang des Briefes an meine Bank, der Sonnabend war da und damit Bankschluß, und Peregrinus wühlte in leeren Taschen.

Da ging ich zum Konsulat und bat um Reisevorschuß, den man mir auch bewilligte. Nun konnte ich wenigstens noch nach Kairo! Mein Herz machte einen Hupfer vor Freude.

## Kairo und die Pyramiden

Eins, zwei war ich auf dem Bahnhof und löste ein Ticket in der sogenannten „Eingeborenenklasse“. Die dritte Klasse war so übel nicht, und ich muß sagen: Die Araber sind sauberer als die Türken und haben mehr Erziehung. Das macht wohl auch die Fremdenindustrie!

Weite, dichtbebaute Flächen wechselten unterwegs mit Teichen und Sumpfland ab. Hin und wieder kreuzte der Zug einen Kanal und dann auch wiederholt den Nil, auf dem sich zahlreiche Segelboote und andere Fahrzeuge befanden. Die spitzen Dreieckssegel boten ein originelles Bild. Ab und zu kamen Strecken schöner Palmenwäldchen und von Dattelhainen umgebene Eingeborenen-Lehmhausdörfer. Das war also das Nildelta!

Es war stockdunkel, als ich in Kairo ankam. Ein italienischer Maurer — ein Asylobekannter aus Alexandrien — hatte mir ein „billiges“ Hotel genannt. Ich nahm eine Kutsche und wurde richtig an Ort und Stelle abgeladen. Trotz alles Handelns bekam ich das Bett nicht unter zwei Schilling — allerdings ein Einzelzimmer! Unterwegs hatte ich auf den Stationen von Eswarenhandlern, die ihre Waren anboten, gekochte Eier, Früchte und Brot erstanden und mir daraus ein Abendessen zusammengestellt. Das war nicht für umsonst, und die Kutsche kostete auch einen Schilling.

Mein Tropenhelm und das aufgesetzte unnahbare Gesicht verscheuchten irgendwelche neugierige Fragen des Wirtes nach meiner Zahlungsfähigkeit. Als ich mir im Zimmer die Kasse besah, lächelte ich mit der ganzen Würde eines Menschen, dem Geist höher steht als Geld, die restlichen anderthalb Schillinge an. Und morgen war Sonntag! Die Post war schließlich auf — Banken aber und Konsulate zu. Meine Lage mit anderthalb Schillingen war unbeschreiblich schön. Spaß — für einen Peregrinus!

Ich schlief ziemlich lange — nach dem Motto: „Wer früh aufsteht — sein Geld verzehrt; wer lange schläft, den Gott ernährt.“ Atsch, ihr Frühaufer! Es war ein sonnigheller Morgen. Gegen zehn Uhr hatte ich richtig die Hauptpost gefunden und einige wichtige Briefe wie Drucksachen erhalten. Nun hatte ich schon so lange darauf gewartet — also beherrschte ich mich auch jetzt noch. Mein Magen brüllte Zetermordio. Dem Lämmel mußte erst der Rachen gestopft werden. Ich suchte und fand eine Milchstube. Donnerkeil! Schmeckte das gut — besonders, da 's an den letzten Schilling ging! Na, und der Inhalt der Briefe? Geld war bereits auf der „Orientbank“ da. Jetzt freilich nützte es mir nichts. Das Bewußtsein aber, daß die Not ein Ende, gab sogleich die schönste Stimmung.

Gast in Agypten — ein Gentleman mit einem Piaster in der Tasche! — Respekt!

Ich wußte, daß ich am Abend hungrig zu Bette gehen würde, aber dieser Gedanke störte mich durchaus nicht. Meine Seele war froh und feierlich gestimmt wie die eines Kindes am Heiligabend. Und dies Wunder hatte die ägyptische Sonne von Kairo vollbracht. Fasten war außerdem gesund und beinträchtigte durchaus nicht das Denken.

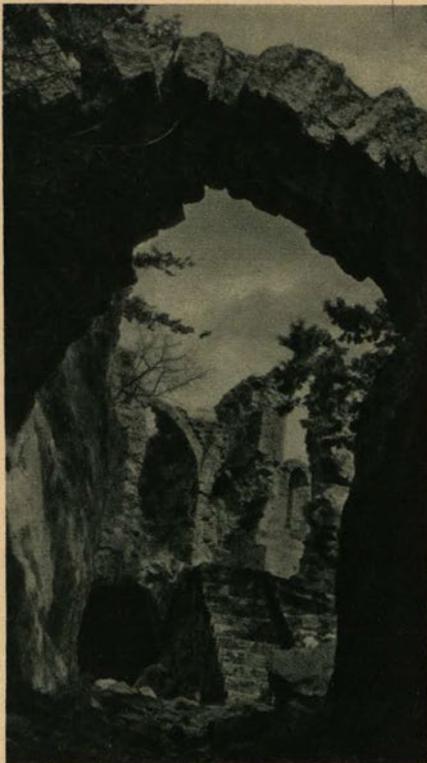
Da ich das System, auch im teuren Agypten billig zu leben, entdeckt hatte, genoß ich schon die Vorfreuden. Wie froh war ich, in Kairo zu sein, ich hatte reiche Stunden hier verlebt!

Die Sonne mußte im nächsten Augenblick untergehen. Zahlreiche Spaziergänger verließen bereits den Park. Ich betrachtete alles wie durch eine Lupe — ganz besonders das schöne Geschlecht — die Agypterinnen. Immer wieder freute ich mich über die großen, dunklen, sanften und ruhigen Augen in dem meist stark brünetten, oft auch tiefbraunen Gesicht. Schade nur, daß die Tracht so einförmig schwarz war!

Modern gekleidete Agypterinnen sah ich nur wenig. Der schlanke Körperbau war vorherrschend, nur dann, wenn ich mehr orientalische Figuren erblickte, entdeckte ich ganz sonderbare Sachen. Oft sah ich z. B. außer überfeinen Fußgelenken, außerordentlich dünne Waden ohne jede Rundung, die ganz im Gegensatz zu den sonst üppigen übrigen Körperformen standen. Das war dann ebensowenig schön, wie die abschreckende, mumienhafte Magerkeit der Französinen. Jedoch: „Wat dem eenen sin Uhl — is dem andern sine Nachtigall!“ Im großen und ganzen aber war die Agypterin nicht übel.

Zust — als ich aus dem Park kam, fuhr ein Leichenwagen an den großen Hotels vorbei, wo die Pfunde nicht mehr wert sind als die Piaster in den ärmeren Vierteln. Ich dachte an die Geschichte des „Kannitverstan“ von Johann Peter Hebel, und mir wär's ebenso gegangen, wenn ich einen Araber um Auskunft über das Leben des Toten gebeten hätte. Mir fiel bei dem Begräbniszug auf, daß er vor den großen Hotels in eine Seitenstraße abshwenkte. War es vielleicht eine weise Polizeiverordnung, um den Gästen des Landes auch den Anblick eines memento mori zu ersparen? Es war wohl Zufall. Man bewunderte ja auch die Jahrtausende alten Mumien und dachte nicht an Zeit und Ewigkeit.

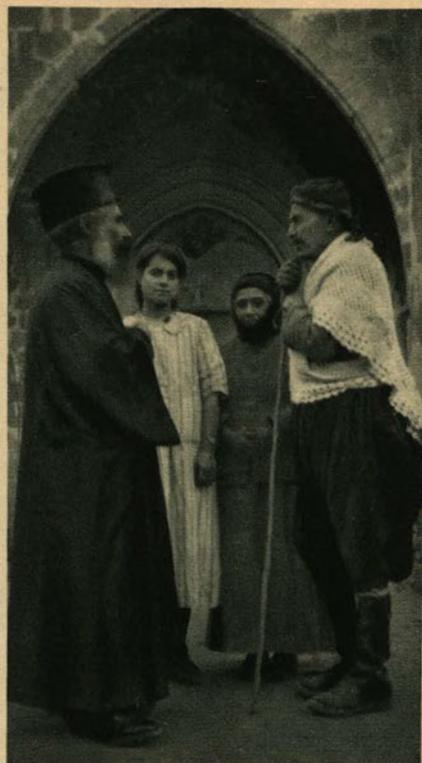
Das Leben ist sehr rücksichtslos; so dachte ich und ging, mir im Basarviertel für meinen letzten Piaster einen Teller Milchreis mit darauf gestreuten Rosinen und Nüssen zu kaufen. Das Gericht schmeckte herrlich. Ich wollte diesem Geschäftsmann treu bleiben! Mein letzter Piaster sollte ihm meine Kundschaft in den nächsten Tagen sichern.



Teil-Innenansicht von St. Hilarion



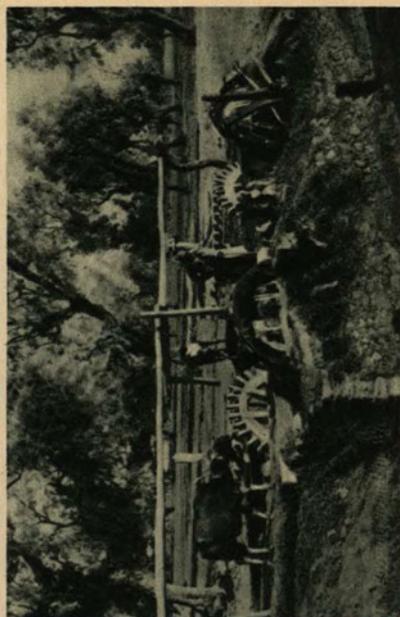
Zypressen mit Glockenturm (St. Lazarus)



Pope, Bauer, Frau und Mädchen



Palmenhain am Nilkanalufer



Schöpfräder mit Göpelantrieb



Die Sphinx

Der „notwendige“ Gang nach der Orientbank andern Tags war bald gemacht. Es ist doch ein eigenartiges Gefühl, wenn man mit hungerndem, knurrendem Magen in einem ledergepolsterten Bankessel auf Geld wartet! So etwas kommt sicher sehr selten vor, denn die meisten Geldempfänger — sofern es nicht Ungeheilte, Boten waren, sahen eher zu wohlgenährt oder unnormal mager, also krankgefüttert aus, als ausgesprochen ganz gewöhnlich „hungrig“.

Als ich dann meinen „Bärenhunger“ zur Strecke brachte, und zwar in einem ganz einfachen Restaurant, wo ägyptische Trambahnangestellte und andere kleine Beamte, auch Polizisten, speisten, da war ich dem Mammons knecht, alias Bankdirektor fast dankbar für die interessante Episode der Geldlosigkeit. —

In der Nähe meines „Hotels“, das im „Europäischen Viertel“ im Altstadtteile unweit der vornehmen Hotels lag, befand sich ein Restaurant mit sehr preiswertem und gutem Mittags- und Abendtisch. Hier verkehrten hell- und dunkelfarbige Mittelländer und Ägypter. Eines Tages machte ich dort die Bekanntschaft eines Österreichers und seines Schwagers, eines — christlichen Ägypters der anglikanischen Mission. Herr B., der sich sehr „ägyptisiert“ hatte — seine Frau war ja Ägypterin, christliche Araberin — lud mich zu einem deutschen Plauderstündchen in sein Heim ein. Er wohnte in einem besseren Teil der Altstadt. Der Häuserstil dort war mittelländisch-orientalisch mit etwas ägyptischem Einschlag. Jedenfalls deute ich so die Linienführung.

In dem vierstöckigen Hause mit reichlich Hofraum und luftigen Gängen hatte B. eine Vierzimmerwohnung im zweiten Stock inne. Ein Raum war die „Küche“, der zweite der „Harem“ für seine eine christliche Frau, deren alte „Amme“ und eine Tante. Diese beiden Räume bekam ich natürlich nicht zu sehen. Der dritte Raum war ganz arabisch-ägyptisch mit Divan und Teppichen, also „ohne Möbel“, eingerichtet, und der vierte endlich war „ägyptisch-europäisch“. Der europäische Einfluß zeigte sich in Gestalt gut erhaltener Möbel französischen Stiles (Kokoko). In das hochlehnlige Sofa wurde ich hineingegenötigt. Der reichgeschmückte Glaszierschrank war zur „Bibliothek“ und zum geschäftlichen Aktenschrank ernannt worden. Dem dünnbeinigen Schreibtisch konnte man entschieden nicht viel Papierlast anvertrauen. Ein stillloser „praktischer“ Schreibmaschinentisch mit klobiger „Smith-Premier“ paßte entschieden hier nicht hinein. Ägypten war durch wirklich „echte“ schwere Boden- und Wandteppiche vertreten, an den Wänden hingen zwei französische Gobelins, die wiederum „störten“, genau so wie zwei verdunkelte Ölgemälde in Kokoko-Prachtrahmen. Die „Amme“ tauchte auf und brachte „Kaffee“, aber keinen „ägyptischen“, sondern einen „Weaner Kaffee“.

„Ja, das hat Kampf gekostet, bis ich meine Weibsen soweit hatte, einen Kaffee zu brauen, der nach ‚We a n‘ riecht und schmeckt“, erklärte wehmütig Herr B. Die „Tante“, nicht viel jünger, aber etwas heller als die sehr dunkelhäutige „Ammen“, brachte Kuchen und Gebäck nach „Weaner Art“. Endlich tauchte Madame B. selber auf, modern gekleidet und leicht geschminkt. Sie war eine hellfarbige, wirklich sehr schöne Ägypterin, ein ausgesprochen arabischer Typus: Große, sanfte, dunkle Augen mit unerhört langen, schwarzen, glänzenden Wimpern. Die „moderne“ Tracht stand ihr entschieden nicht, in ägyptischer Tracht wäre sie weit schöner gewesen. Als ich mich später, kurz vor meiner Weiterreise, bei B. verabschiedete, war sie „nicht vorbereitet“ und kam „arabisch“ angezogen. Da war sie sehr schön.

Madame Samile hatte ziemlich einflußreiche und vermögende Verwandte, die teils „christlich“, teils „moslemitisch“ waren. Die meisten waren Ladeninhaber „echter“ (imitierter) Altertümer (made in Germany); ein „Cousin“ hatte als sehr teurer Dragoman oder Dolmetscher eine Stellung bei Cook. B. war Kommissionär für alle möglichen und unmöglichen „Vermittlungsgeschäfte“ zwischen Europäern und Ägyptern.

Frau Samile blieb nicht lange bei uns. Sie konnte nicht mehr Deutsch als ich Arabisch — also ungenügend. Dagegen beherrschte sie durchaus die französische Sprache und sprach leidlich Englisch.

Arabisch-ägyptische Süßigkeiten machten den Beschluß des gastlichen „Zwibisses“. Der Weaner Kaffee war aber das beste davon. Ich mußte als Gegenleistung viel aus der Heimat erzählen.

„Ich muß geschäftlich morgen in ein nahes Dorf. Wollen Sie mit?“ sagte B.

„Selbstredend! Ich bin ja hier, um Land und Leute kennenzulernen.“

Die Geschäftsfreunde waren sogar entfernte Verwandte der Madame Samile, also Araber, bessere Fellachen.

\*

Die Bahnfahrt führte uns in die Nähe von „Schibin“ ins „Delta“. Landschaftlich war diese Umgebung wirklich schön. Hochragende Dattelpalmen, teils in Gruppen, teils in kleinen Waldungen, gaben dem flachen, schwarzerdigen Lande eine angenehme Abwechslung. In der Nähe der Dörfer erhoben sich Aleppokiefern und ganze Reihen prächtiger Eukalyptusbäume. An den Kanalufeln hoben sich hier und da Reihen von Bambusbüschen mit ihrem hellen Grün sehr vorteilhaft ab. An Kakteen, Sarnariskern und Akazien fehlte es ebensowenig. Eine Ortschaft, an der wir vorüberfuhren, war malerisch von Drangenhainen und Bananenwaldungen umgeben.

Auf den Feldern wird nicht nur Baumwolle, sondern auch Weizen, Durrah, eine kleinkörnige Maisart, Zuckerrohr und prächtiger Klee angebaut.

Nach und nach mehrten sich die Kanäle, schmale und breite. Bald war die Station erreicht, und wir hatten nun einen kleinen Fußmarsch bis zum abseits gelegenen Dorf zu machen. In einem fast wasserlosen, flachen, mit Papyrus umwucherten Kanal, standen und stolzierten einige Ißisse wie zur Zeit der Pharaonen umher. Der Verkehr auf dem Landwege war recht lebhaft. Fellachenfrauen in ihren schwarzen Gewändern, theils verschleiert, theils unverschleiert, mit schweren Krügen oder hochbepackten Körben auf den Köpfen, begegneten uns dauernd. Hin und wieder kam ein Fellache mit Packeseln vorbei. Stolz saß er auf einem Esel. Seine Frau lief nebenher. — Bei einem abseits liegenden Gehöft wurde „Brennmaterial“ aus Kuhdung — angefertigt. Der angefeuchtete breiartig geknetete Dung wird in zolldicken, tellergroßer Pladen an die Sonnenseite einer Mauer angeklatscht. In kurzer Zeit hat die Sonne ihn trocken und brennreif gemacht. Dann wird er bei Bedarf abgelöst. —

Wir erreichten das Dorf. In der Mehrzahl waren die Häuser mehr als einfach. Ein Würfelbau aus Nilschlamm mit Kuhdung vermischt. Das Dach bestand aus Mais- oder Zuckerrohrstroh mit starken Lehmschichten. Fenster gab es keine, nur einige größere „Gebäude“ hatten unterhalb des Daches schmale Schießchartenfenster.

Vor einem größeren, mit hoher Mauer umgebenen Einzelgehöft, machte B. halt. Ein Araberbengel öffnete auf das Klopfen das schiefwinklige Holztor. Wir durchquerten einen kleinen Hofraum mit Seitengebäuden, Stallungen und Wohnungen für die Dienerschaft und traten in ein großes Würfelgebäude ein. Drinnen sah es entschieden besser aus als draußen. Wir wurden von Hamid, dem Schwiegersohn des alten Abdul-Usaf, empfangen.

Der quadratische Raum war geweißt, die Wände fast völlig mit Teppichen, einige Nischen mit feinen bunten Zephyrvorhängen verdeckt. An den Wänden befand sich der fußhohe, etwa meterbreite *Divan*, mit sehr guten Teppichen und vielen Kissen bedeckt. Die drei schmalen Fenster ließen nicht viel Licht herein. Es war etwas dämmerig im Raum, jedoch angenehm kühl. Als bald kam Abdul-Usaf, ein sympathischer alter Araber, der Hauptgeschäftsmann des Dorfes, bei dem alle Fellachen stark „in Kreide“ standen. Sehr bald brachte eine verhüllte Dienerin Kaffee und gewürztes Gebäck als Vorspeise zur Mahlzeit. Ein weiterer Geschäftsmann kam hinzu, und so saßen schließlich vier Mann: zwei ägyptische Araber, ein ägyptisierter Österreicher und ein Norddeutscher — Peregrinus — zu einer orientalischen Dorfmahlzeit zusammen.

Ein Damastischtuch wurde auf dem Bodenteppich ausgebreitet. Wir rutschten vom *Divan* herab. In der Mitte legte die Dienerin eine große

Platte mit gedünstetem Reis und Weizen nieder. Rundherum stellte sie mehrere kleine Teller mit kleingeschnittenem, gebratenem Fleisch, mit Gemüse aller Art, vornehmlich Kürbisähnlichen Früchten, auch Maisgemüse und schließlich Brotlappen und allerlei Würztunken. Alles war wirklich sehr opulent.

Für B. und mich brachte man — silberne Bestecke (made in Germany). Ich habe mit großem Appetit gegessen. Den Beschluß machten über süße Süßigkeiten aus Sesam und anderem Süßzeug, der übliche starke Kaffee und — wirklich echte, hochfeine ägyptische Zigaretten. Als Anerkennung für das gute Mahl „rülpsen“ wir pflichtgemäß. Selbstredend fing ich mit dieser arabischen Sitte nicht eher an, bis ich merkte, daß sich B. diesem „Genuß“ hemmungslos hingab. In Europa ist dies nicht schicklich!

Während des Rauchens und behaglichen Hinräkelns auf dem Divan, der flosfrei zu sein schien, wurden die Geschäfte besprochen. Das dauerte sehr lange. Ich wurde sehr müde dabei und war daher glücklich, als endlich der „Geschäftsfreund“ sich empfahl und Abdul und Hamid uns beide zu einer kurzen „Siesta“ allein ließen. Nur eine knappe Stunde, ein halbes Nickerchen, dann verabschiedeten wir uns und traten den Rückweg zur Station an.

Diesem Ausflug hätte ich gern weitere angefügt, doch durfte ich meinen Ägyptenaufenthalt nicht über Gebühr ausdehnen. Unbedingt notwendig war aber noch ein Besuch der Pyramiden, den ich tags darauf ausführte.

\*

Ich nahm eine Tramway. Erstens war mir die Autofahrerei zu teuer, und zweitens hoffte ich so den Dragomanen zu entgehen. Aber weit gefehlt. Ich saß kaum in dem Wagen, da stieg einer der Weißgewandeten flugs auf und stellte sich an meine Seite. Zunächst fing er englisch an. Als ich nicht antwortete, begann er französisch, dann italienisch und schließlich — deutsch! Ich war erstaunt, wie gut der Bursche die deutsche Sprache beherrschte. Als ich ihm auf arabisch kurz sagte: „Jalla, imschi!“ (Mach, daß du fortkommst), grinste er, als ob ich ihm eine Schmeichelei gesagt hätte. Ich schnauzte ihn daher im Unteroffizierenton deutsch an und erreichte, daß er mich während der Fahrt in Ruhe ließ.

Als die elektrische Bahn das Stadtgebiet verlassen hatte, fuhr sie eine lange Zeit an einem Seitenarm des Nil entlang, bis sie schließlich in eine schnurgerade westlich verlaufende Allee einbog. In der Ferne tauchten die drei großen Pyramiden auf, unter denen die größte bekanntlich die des Cheops ist.

Ich erkannte an dem umliegenden Lande, daß es noch nicht Wüstenland war. Es gehörte noch zu dem bewässerbaren Nillande. Erst kurz vor den Pyramiden, kurz vor der Haltestelle, hörte der steppenartige Boden auf, und wie der

Rüstenrand eines Meeres stieg die Sandwüste in einem mäßigen Abhange auf. Einige hundert Meter vom Wüstenrande entfernt standen die drei Riesenhäuten im gelben Sande. Ich empfand etwas wie eine innere Erregung angesichts dieser Kult- und Kulturzeugen.

Leider begann aber gleich darauf ein Andrängen von Führern, Esel- und Kameltreibern in einer Weise, daß ich mir keinen andern Rat wußte, als mit dem Riemen der Kamera „Bakschisch“ auszuteilen. Das wirkte — und so konnte ich meinen Weg zu den Pyramiden antreten. Noch oft mußte der Lederriemen Bakschisch ansteilen, denn es wimmelte von Bettlern und halbwüchsigen Bengels, die allerlei Nachahmungen antiker Dinge in gebranntem Ton einem anboten.

Ich ging an der Cheopspyramide vorbei zur Sphinx, wo eine größere — „first class Globetrotter“ — Gesellschaft von irgendeinem Luxusdampfer den üblichen Flirt in anderer Umgebung fortsetzte. Der Dragoman, der mich schon in der Tramway belästigt hatte, tauchte wieder auf, hielt unaufgefordert einen Vortrag und wollte sein Honorar, das er recht bescheiden von einem Pfund auf 10 Schilling oder 50 ägyptische Piaster ermäßigte. Ich drehte ihm den Rücken und stapfte durch den Wüstenand auf die dritte Pyramide los. Er hinterher, schreiend und bittend. Schließlich warf ich ihm ein Trinkgeld zu, während er auf ein „Vortragsgehalt“ gerechnet hatte. Als ich ihm mit Prügel drohte und in der Einöde mit schwingendem Lederriemen auf ihn losrückte, riß er aus und brüllte: „Sahib, Sahib, Räuber und Diebe bei dritter Pyramide!“

„Schon gut! Ich habe zwei Pistolen, fünfzig Schuß und eine Handgranate bei mir!“

Ich stapfte weiter.

In den Trümmerstätten des noch nicht ganz ausgegrabenen Tempels der dritten Pyramide fand ich endlich Ruhe und Andacht.

Da standen in einer Linie die drei Pyramiden, geheimnisvolle Zeugen einer vergangenen Kultur. Geheimnisvoll? Man hat über den Ursprung der ägyptischen Kultur oft recht eigenartige Hypothesen aufgestellt. Je mehr in Amerika, in Mesopotamien und hier ausgegraben wird, je mehr wir arische und indoarische Mythen zu deuten lernen, um so mehr wird der Schleier der Geheimnisse gelüftet. Es fehlen kaum noch Denkbausteine zur Vollendung des geistigen Wiederaufbaues jener vergangenen Menschheitsepoche, deren letzte „kolonialen“ Kulturen bis in die gegenwärtige Epoche hineinragten. Ich meine die Menschheitsepoche, die mit dem Untergange von Atlantis ihren Abschluß fand. Gerade der Pyramidenbau ist das Wahrzeichen jener vergangenen Menschheitsblütezeit. Die Rundpyramide ist das Abzeichen des „Götterberges“, der Götterburg

„Wallhall“, jener riesenhaften Burg der arischen atlantischen Königsgeschlechter, die damals die Erde beherrschten. Die siebenstufige Pyramide (Mittelamerika-Babylon) wie auch die ägyptische, diese drei hier, bei denen ich nun stand, haben erst später weitere symbolisch-religiöse, wie astrologisch-astrologische Bedeutungen bekommen, nachdem ein „Priestertum“ arisches Weistum in ein „System“ brachte.

Atlantis war das Herz der Welt und der damaligen Kultur vor ... zigtausend Jahren. Viele „exakte“ Wissenschaftler wollen noch nicht gern an diese Tatsachen heran. Das ist verständlich. Gar viele Rassen und Geschichtsauffassungen erweisen sich dann als Irrtümer. Nun, graben wir noch ein wenig, forschen wir weiter in den „Mythen“. Es steht schon zu fest:

Diese „fertigen Kulturen“, wie sie die altägyptische war, sind nachentwickelte Kulturen aus den „Resten“, die aus der zertrümmerten untergegangenen Menschheitsepoche in die neue hinübergerettet wurden. Jene alten Kulturen, also auch die altägyptische, sind nur ein „Widerschein“, eine unvollkommene Nachbildung des vergangenen Abschnittes aus der Menschheitsgeschichte.

Für mich war dies so lichtklar einfach, so daß ich die Sprache dieser Bauten in ihrer ganzen Großartigkeit erfaßte. Immer wieder, als ich schon den Tempel der dritten Pyramide verlassen hatte, strich ich mit der Hand über die einzelnen gewaltigen Blöcke, an denen ich vorüberkam. Die ägyptische Kultur selbst war für mich nicht das Fesselndste — sondern das, was aus ihr von einer Menschheitsepoche sprach, die vor — sagen wir mal — 100 000 Jahren eine gewisse Einheitlichkeit in ihrer Kultur erreicht haben mußte und eine solche geistige Tiefe, daß sie bis in die Anfänge unserer Epoche noch in dem „Abklatz“ von so gewaltiger Nachwirkung war.

Allmählich näherte ich mich wieder der Cheopspyramide. Die Sonne war schon tief am Horizont. Mein Weg führte mich an einer Gruppe „Mittel-europäer“ vorbei, die das letzte Sonnenlicht zu einer dekorativen Photoaufnahme ausnutzen wollten.

Diese Europäer — Damen und Herren auf Eseln und Kamelen mit Dragoman und Zubehör — sahen mir sehr deutsch aus. Richtig! Als ich just vorbeikam, hatte der Kameraheld geknipst:

„Danke verbindlichst! Lu, der Kamel hat jewaackelt!“

Oha! Ja, die Kamele! Wie kann auch solch ein Kamel den historischen Augenblick mit „Lu“ auf dem Rücken richtig würdigen?!

Der andere Tag galt dem Museum.

Der junge, uralte König Tut-ench-Amun hatte bekanntlich viel Aufsehen in allen illustrierten Blättern der Welt erregt. Ja, er ist sogar die Veranlassung — gewissermaßen der moralische Gründer — der Tut-ench-Amun-

Kleidermode geworden, die inzwischen schon wieder — würdig der wetterwendischen Modelaune — hoppla — Verzeihung . . . ich wollte sagen: daß, weil alles, was entsteht, wert ist, daß es zugrunde geht — diese Mode inzwischen das Zeitliche gesegnet hat. Tut-ench-Amun selbst — nunmehr wieder unmodern, hat sie kalt-lächelnd überlebt — seine Mumie wenigstens. Was hat dieser königliche Junge — oder jugendliche König für eine ungeheure Menge Schmuck mit in sein Grab bekommen! Es ist in der Tat fabelhaft, die Sachen sind wortwörtlich — blendend. Viel zu früh ertönte das Gongzeichen, das die Besucher aufforderte, die Schmuckkammer zu verlassen. Nun ging ich die Reihen der Sarkophage ab, wo die Mumien der vor Jahrtausenden lebenden Könige durch die Glasschutzwand zu sehen waren. Da stand ich vor einem Ramses. Ob es der „Große“ war, hatte man vergessen hinzuschreiben. Richtig, da waren ja auch Nummern. Ich hätte mir doch einen Führer kaufen können. Aber der Eintritt von zwei Schillingen war mir schon hoch genug und der Führer für eine Stunde viel zu teuer.

Dann betrachtete ich einen Amenophis aus der 18. Dynastie und so weiter, und schließlich kam ich an einen Sarkophag, da stand handschriftlich auf einer Karte: Mutmaßlich der König der Pharaonen, unter dem die Juden auswanderten. — — Ich kann es verstehen, daß ein Archäologe, wenn er das Glück hat, in die Grabkammer eines Herrschers vor Jahrtausenden einzudringen, von Ehrfurcht ergriffen wird — vorausgesetzt, daß er so viel Mensch ist — und daß er mit einem heiligen Eifer Stück um Stück der Hüllen lösen läßt oder selbst löst und vor seelischer Erregung und Freude mit zitternden Händen die heiligen Geräte, die ein Lebender vor Jahrtausenden gehalten, erfaßt. Da bleibt auch noch die Achtung vor dem Glauben derer, die aus ganz bestimmten Gründen sich so und nicht anders bestatten ließen, gewahrt. Nun aber schleppt man alle Könige in das Museum. Man gruppiert, sortiert, registriert und ordnet alles reihenweis. Das mag gut sein bei Waffen, Geräten und dergleichen. Ich kam aber so ungefähr auf den Gedanken: Wie schön und ehrfurchtgebietend würde es sein, wenn man die königlichen Mumien wieder in ihren Grabkammern bestattete. Man kann ja Schmuck und Geräte in den Museen der historischen Wissenschaft halber — belassen. Aber die Mumien an ihren alten Platz! Die königliche Grabkammer würde dann auch das wieder sein, was sie sein soll, und so eher den Besuchern — mit oder ohne Baedeker — die nötige Ehrfurcht abringen. Ich bin überzeugt, daß wir es einer kommenden Generation als Geschmacklosigkeit sondergleichen anrechnen würden, wenn man zum Beispiel in London in einem Museum sämtliche englische „Kings“ aufreihen würde . . . „Please Sir, two Shillings . . .“ Aber mit den Pharaonen kann man das ja machen. Die Mumie dort des Pharaos, unter dem mutmaßlich die Juden aus-

wanderten, erweckt wirklich keine Ehrfurcht, eher Grauen, Widerwillen, ja Ekel. Ich sehe wohl eine hohe, gutgewölbte Herrscherstirn, ein Kinn, dessen Schnitt auf Energie, vielleicht auch auf Eigensinn deuten läßt. Meine Phantasie kann ihn sich zwar lebend vorstellen, aber dann darf ich ihn schon nicht mehr ansehen. Der lebendige Geist belebt ja nur den Körper, den der große Nazarener „den Tempel Gottes“ nannte. Er kann zwar auch eines Teufels Haus sein. Der Tod ist ja nur die Tür aus der einen Welt in die andere und die Mumie nur das verlassene, verdorrte, entstellte, ja häßliche Gehäuse. Ich verließ die großen Reihen konservierter Leichen und baute mir aus den alten Malereien und Bildhauerarbeiten das alte Agypten wieder auf. Am besten gefielen mir die — leider nur zu wenigen — rekonstruierten Modelle altägyptischen Lebens. Viel zu früh schloß man das Museum. Ich bedauerte nachträglich, daß ich nicht schon früher hergegangen war — aber — der Eintrittspreis.

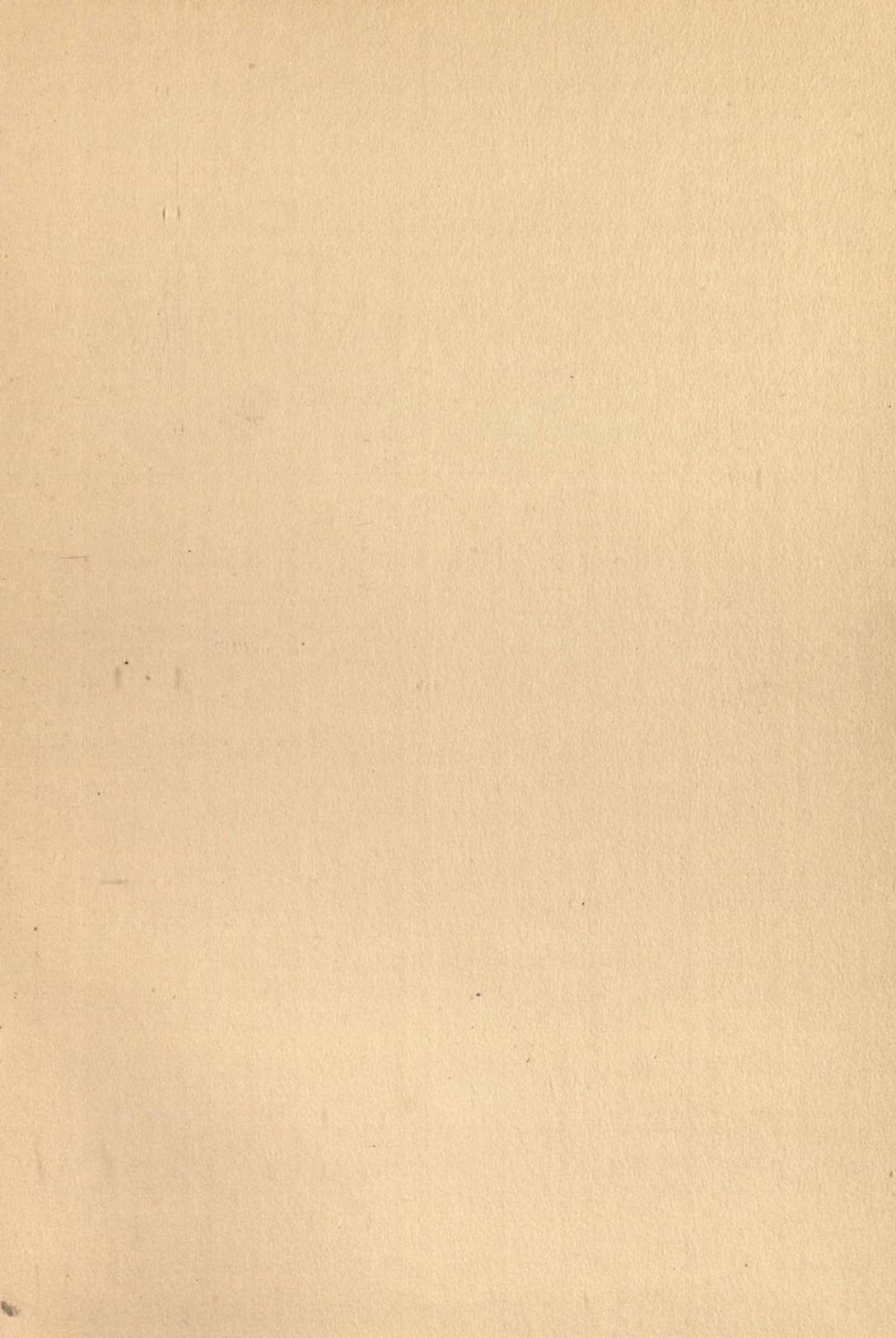
Die Abschiedsstunde hatte geschlagen. Der zwangsläufige Besuch in Agypten, in Folge der Seenot des Dampfers, war mir letzten Endes doch sehr recht gewesen. Agypten ist der afrikanische Teil des mittelländischen Orients. Als solcher hat er dem bunten Bilde seine Sondernote beigefügt. Jetzt am Schluß dieses Reiseabschnittes muß ich sagen: Agypten hätte nie fehlen dürfen!

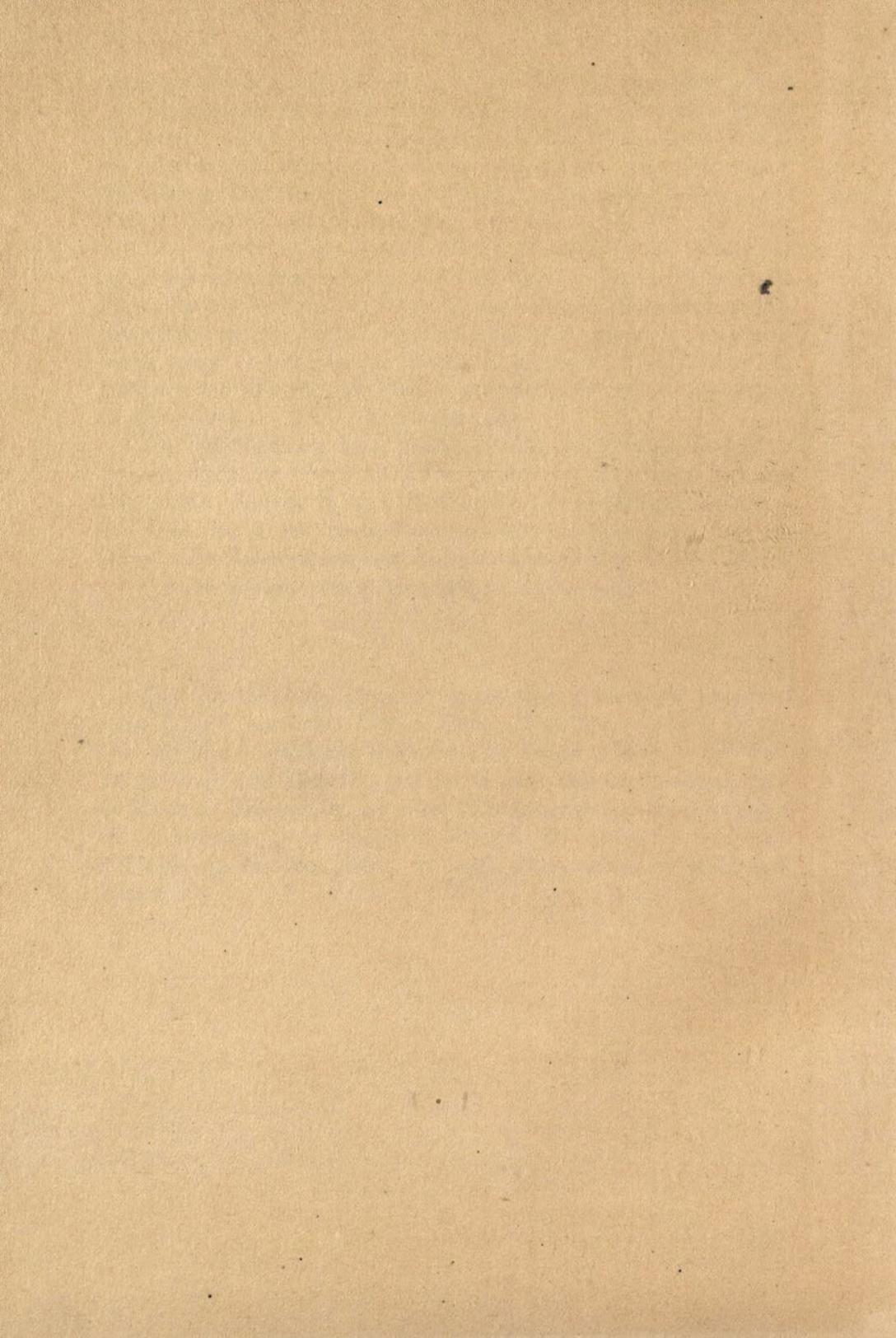
Ich war gespannt darauf, das „Heilige Land“ zu sehen.

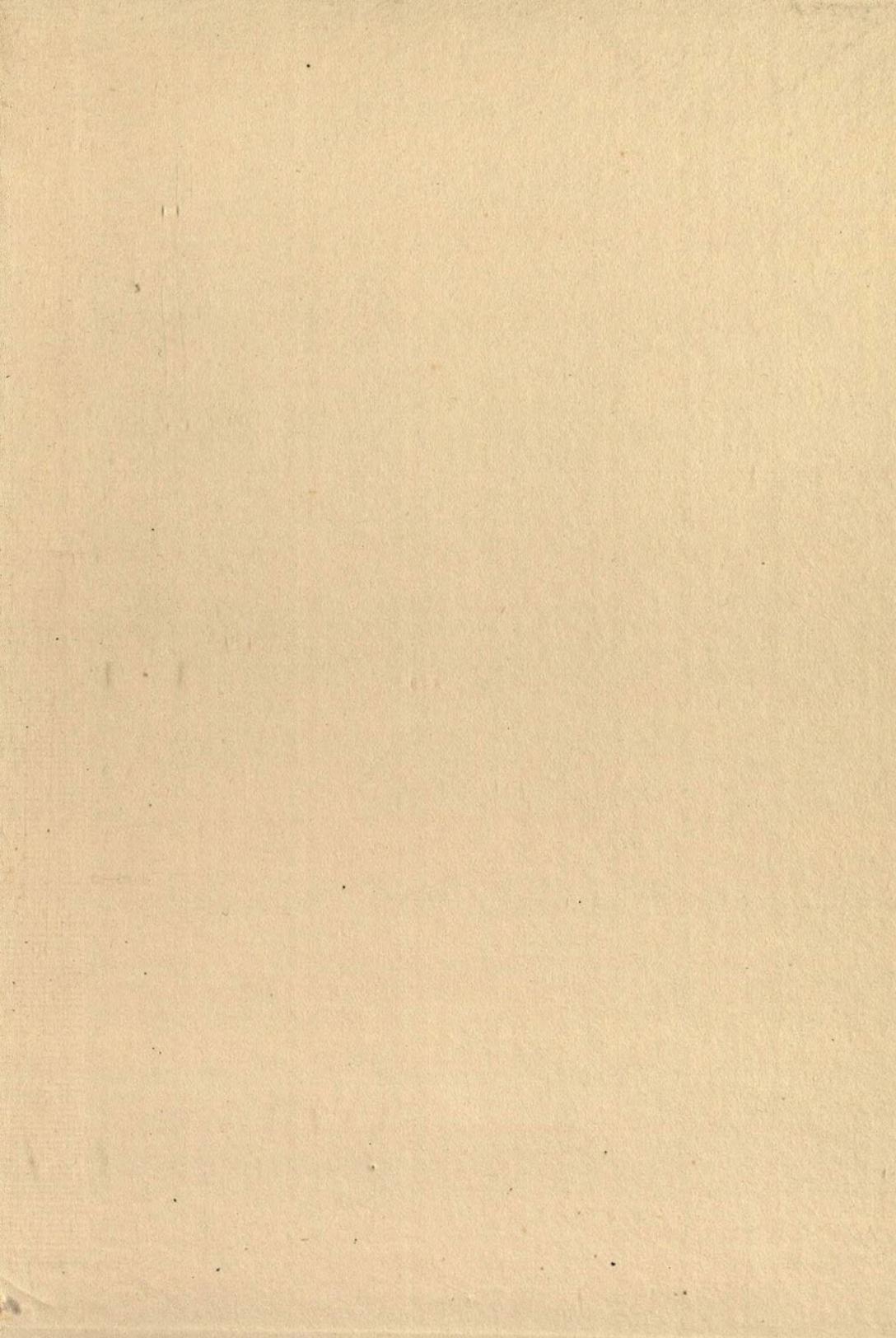
---

Mit dem Besuch der Pyramiden schließt dieser 3. Band von Peregrinus' großer Fahrt in den Orient. Der 4. Band: „Von Kairo bis Damascus“ bringt eine ausführliche Schilderung der heiligen Stätten in Palästina. Die Weiterreise von Damaskus ging mit der Bahn über den Suezkanal, durch die Wüste des Sinaigebietes, unfern der Mittelmeerküste, wo sie sich bei Lydda mit der Bahnlinie Jaffa—Jerusalem vereinigt. Von Jerusalem aus besucht er Jericho und das Tote Meer, und durch Syrien gelangt er endlich nach Damaskus.











12056

FERDINAND  
DE LESSEPS

